

Frankfurter Allgemeine

# magazin

JULI 2018



**KUNST  
MODE  
DESIGN  
REISE**



CHANEL

# ALLES VON VORN

Man weiß gar nicht, was es ist. Was für ein Gefühl sich über Deutschland legt, was dieser Sommer noch zu sagen hat, und wie es weitergeht. Es ist wohl von allem etwas: Zweifel, Melancholie, Zynismus, Endzeitstimmung, eine Ahnung von Abschied, die Angst der Ungewissheit. Jogi Löw, Angela Merkel, Europa, Italien, AfD, Trump, Bayern – es wurde alles oft genug beschworen, bedauert, beklagt. In der Vorrunde gibt's kein Nachspiel, und die Uhr dreht sich nicht zurück. Es ist etwas vorbei, und jeder ist schockiert, weil es das eigene Ende vorab spiegelt. Das Spiel ist aus, aber die Zeitlupe brennt sich ein wie die Sonne von Kasan. Was tun? Man klammert sich an liebe Kleinigkeiten: Kinderbilder, Grillabende, Strandspaziergänge. Die Frau nebenan im Zug liest „Happiness for Humans“, eine andere lernt für die Prüfung zur Krankenpflegerin, als ginge das Leben so weiter. Die Landschaft rauscht vorbei mit gelben Weizenfeldern, grünem Mais, dem Eichenwald im Hintergrund. Und noch ein Tunnel vor Hildesheim. Es ist alles wie immer, auch daran hält sich fest, wer alles anders sieht. Nachsommer im Frühsommer, auf den Wiesen liegt der zweite Schnitt oder schon der dritte. Ernte – was für ein Wort! Wo gibt es das noch? Wenn etwas passieren soll, dann bitte gleich und nicht erst morgen. Und wenn es war, dann ist es schon vorbei. Im Hier und Jetzt, das klingt so schön. Aber was soll das, wenn es nichts mehr gibt, das noch Bedeutung hat? Und was, wenn alles zerbrechlich ist wie eine Schale für die Currywurst aus Porzellan? Wenn nichts bleibt, wie es war, und nichts wird, wie es soll? Wir sind aus der Zeit gefallen, die große Sonne ist versprüht. Alles ist möglich, aber nichts geht ohne gestern und morgen. Also weitermachen, als wenn nichts wär' und nichts gewesen wär'. Trost ist ein zu großes Wort, Wehmut leider nur noch Kitsch, Rettung klingt so sehr nach Religion. Aber wohin weiter? Was kann noch sein, was nicht schon war? Der Herbst darf, bitte, noch nicht kommen, der Sommer ist doch nicht vorbei. Wir halten ihn fest, so gut es geht, in Wort und Bild, was bleibt uns mehr? Nur ganz kurz, bevor es weitergeht, so oder so oder auch anders. *Alfons Kaiser*



# BVLGARI

ROMA

SERPENTI  
BVLGARI.COM

*Verantwortlicher Redakteur:*  
Dr. Alfons Kaiser

*Redaktionelle Mitarbeit:*  
Leonie Feuerbach, Stefan Finger, Dr. Rose-Maria Gropp,  
Jan Grossarth, Ina Hagemann, Robert von Lucius,  
Tim Niendorf, Axel Schön, Peter-Philipp Schmitt, Bernd  
Steinle, Julia Stelzner, Svetlana Svirko, Jennifer Wiebking,  
Maria Wiesner

*Bildredaktion:*  
Christian-Matthias Pohlert

*Art-Direction:*  
Peter Breul

*E-Mail Redaktion:*  
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter  
Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte  
vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH,  
Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten  
Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge  
und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung  
oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich  
zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche  
Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.  
Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung  
von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine  
Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als  
elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne  
Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in  
Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen,  
speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie  
die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH  
erwerben unter [www.faz-rechte.de](http://www.faz-rechte.de). Auskunft erhalten  
Sie unter [nutzungsrechte@faz.de](mailto:nutzungsrechte@faz.de) oder telefonisch  
unter (069) 75 91-29 85.

*Redaktion und Verlag:*  
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum  
genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)  
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH  
Hellerhofstraße 2-4  
60327 Frankfurt am Main

*Geschäftsführung:*  
Thomas Lindner (Vorsitzender)  
Dr. Volker Breid

*Verantwortlich für Anzeigen:*  
Ingo Müller

*Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:*  
Kerry O'Donoghue, E-Mail: [media-solutions@faz.de](mailto:media-solutions@faz.de)

*Produktionsleitung:*  
Andreas Gierth

*Layout:*  
Verena Lindner, Anja Tschulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei  
[media-solutions@faz.de](mailto:media-solutions@faz.de) bezogen werden.

*Druck:*  
Printavis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg  
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg

MONT  
BLANC 



## Creating new heights

The new Montblanc 1858 Geosphere.  
Spirit of Mountain Exploration.

montblanc.com/1858



**JAN GROSSARTH** war mit dem Fotografen Frank Röth nach Sambia gereist, um sich das Leben der Bauern anzusehen; ihre bunten Felder erinnerten ihn an Aussteiger in Deutschland, über die er einst das Buch „Vom Aussteigen und Ankommen“ geschrieben hatte. Der Wirtschaftsredakteur, der für diese Zeitung ein journalistisches Projekt über Welternährung koordiniert, entdeckte unterwegs aber etwas ganz anderes: eine britische Kolonialvilla, in der die dritte Generation ihren Traum von der guten Ständegesellschaft lebt. Klar, dass Grossarth und Röth blieben – und genauer hinschauten. (Seite 36)



**ROBERT VON LUCIUS** hat Nelson Mandela oft erlebt. Der ehemalige Afrika-Korrespondent dieser Zeitung schrieb in seiner langen journalistischen Karriere über keinen Menschen so viel wie über den Anti-Apartheids-Kämpfer und ersten schwarzen Präsidenten Südafrikas. Stets hatte von Lucius (links im Bild) die Kamera dabei. Zu Mandelas 100. Geburtstag am 18. Juli hat er nun aus Hunderten von Fotos sprechende Bilder ausgesucht. Sein Rückblick auf den vor fünf Jahren verstorbenen Friedensnobelpreisträger (Seite 40) fällt, wie könnte es anders sein, ziemlich nostalgisch aus.

FOTOS: FRANK RÖTH, ANNIKA SIEBENTHALER, ROBERT VON LUCIUS, ANDREAS PEN

# MITARBEITER

**AXEL SCHÖN** hat schon 1991 für seine Abschlussarbeit an der Kieler Muthesius Kunsthochschule ein Dorf in Russland porträtiert. Seitdem reist er immer wieder in die Republiken des Riesenreichs – und fotografiert viel, von der Künstlerszene in Sankt Petersburg bis zu einem Motorradwerk im Ural. Am Strand von Odessa fand der Fotograf (auf unserem Bild ist er in der Oper der Schwarzmeer-Stadt zu sehen) nun ganz besondere Sowjet-Reliquien. (Seite 32)



**OLAF HAJEK** liebt den Sommer, denn seine Kunstwerke leben von sprießendem Überfluss. Der Illustrator und Künstler wurde in Rendsburg geboren, wuchs in den Niederlanden auf, studierte in Düsseldorf Grafikdesign und lebt in Berlin. Er hat schon für Firmen wie Apple, Magazine wie den „New Yorker“, Kaufhäuser wie Macy's und Fernsehsender wie „TV Globo“ in Brasilien gearbeitet. Für uns setzt Hajek magisch realistisch Pflanzen ins Bild, aus denen viele mythische, religiöse, historische und kulturelle Anspielungen erwachsen. Ist es wirklich noch Wirklichkeit, oder ist es schon Kunst? Die Frage kann man nicht einmal dann beantworten, wenn man den Titel dieses Magazins und die phantastischen Zeichnungen im Heft (Seite 18) zu begreifen versucht.





danish design by · made by

LINDBERG 

FOTOS: MARTINLY, HELMUT FRICKE (D), PRIVAT



Sommermärchen: Ein Buch, das die Welt im Quadrat zeigt, oder Alpinliteratur mit Hans Kammerlander – wir blättern in spannenden Outdoor-Büchern. (Seite 48)



Stilwechsel: Die Grenzen des guten Geschmacks lassen sich am besten während der Herrenmodemesse in Florenz austesten. Gerold Brunner hat in seinen Sachen sogar eine wichtige Botschaft versteckt. (Seite 24)



**ZUM TITEL**

Das Bild „Oranges are not the only Fruit“ stammt von dem Berliner Künstler und Illustrator Olaf Hajek.

- 14 RENÉ STORCK
- 17 TALBOT RUNHOF
- 17 CHRISTIAN KÄMMERLING
- 40 NELSON MANDELA
- 50 FABIO NOVEMBRE

**ENTFERNT** Mit der Plattform Socialbnb lernt man Land und Leute anders kennen. *Seite 10*

**ENTDECKT** Die Ausstellung „Luxus in Seide“ verzaubert mit einem Brautkleid von 1760. *Seite 12*

**ENTSTAUBT** Die preußische Manufaktur KPM lässt Porzellan nicht alt aussehen. *Seite 28*

**ENTZÜCKT** Eine Reise nach Syrakus auf Sizilien ist auch ein sinnliches Erlebnis. *Seite 31*

**ENTFALTET** Am Strand von Odessa breitet sich sowjetische Geschichte aus. *Seite 32*

**ENTLEGEN** Auf einer Farm in Sambia erschaffen Schwarz und Weiß eine alte Welt. *Seite 36*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 11. August bei. **Im Netz:** [www.faz.net/stil](http://www.faz.net/stil) **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin



Wiedervorlage: Die Dänin Bodil Kjær war vor 50 Jahren eine bekannte Designerin. Nun feiert sie mit ihren schönsten Entwürfen ein vielbeachtetes Comeback. (Seite 22)



Urlaubsgrüße: Vor allem Deutsche zieht es auf den größten Campingplatz Europas vor den Toren Venedigs. Achtung: Heringe nicht vergessen! (Seite 42)

## MACHT WACH

Liegt es am Klimawandel? Oder daran, den Sommer in Sachen Lifestyle immer mehr auskosten zu wollen? Oder daran, dass es auch an warmen Tagen nicht ohne Koffein geht? Kaffegetränke mit Eiswürfeln sind jedenfalls mittlerweile ein großes Ding. Jede fünfte Einführung eines neuen Kaffegetränks auf der Welt, so hat es das britische Marktforschungsunternehmen Mintel herausgefunden, ist gekühlt.



Machen wir uns nichts vor: Wenn das Ambiente stimmt, schmeckt gutes Essen noch besser. Um das Interieur im „Lido“, dem Restaurant im Düsseldorf-Künstlerverein Malkasten, hat sich also die Richtige gekümmert, nämlich die Künstlerin Rosemarie Trockel.



Eis am Stiel ist nicht so gut wie Eis in der Waffel. Außer wenn es sich um ein Eis am Stiel an der Handtasche handelt. (Fendi)

# OGI

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von *Jennifer Wiebking*

## GLÜCKLICH, NICHT PERFEKT

Es war natürlich nur eine Frage der Zeit, bevor es auch das geben musste: eine App, die Erholung verspricht, wenn man von Instagram, Facebook und Twitter überfordert ist. „Happy not perfect“ hält für Abonnenten schon mehr als 200 Meditations-Podcasts bereit.



Diese Gießkannen (Garden Glory) sind so ausgefallen, dass sie mit einem Warnhinweis versehen werden müssten. Bitte den Blumen damit trotzdem nur Wasser servieren.



Der Waschappen hat nicht den besten Ruf. Schon der Name ist doppeldeutig. Also nennt sich dieses Modell zum Abschminken Makeup Eraser.

Mal Sonne, mal Regen: Der deutsche Sommer ist unbeständig – und somit wie gemacht für Brillenbänder. (Hanglo)



Wenn eine Kindermarke ein T-Shirt für die Eltern ihrer Zielgruppe macht, dann sieht das so aus. (Nununu)



Plastik gehört nicht unbedingt zu den Stoffen, die eine große Zukunft vor sich haben dürften. Deshalb sind die Flaschen von 24Bottles schon jetzt aus Edelstahl.



Diesen Teller hat Yoji Tokuyoshi angerichtet. Wer den japanischen Star-Koch erleben will: Zu der Veranstaltungsreihe „Experimentelle Gastronomie“ kommt er am 19. und 20. September nach Basel.

## ERHOLUNG UND ENGAGEMENT

Eine Gruppe von Studenten der Universität zu Köln hat mit einigen Nichtregierungsorganisationen eine Buchungsplattform gegründet, mit der man sich so einfach aufregende Unterkünfte sichern kann wie auf Airbnb. Nur dass man in seinen Ferien zugleich Gutes tut. Mit Socialbnb lernt man Land und Leute ganz sicher fernab von Luxus und Überfluss kennen.

The Breitling Jet Squad  
Jacques Bothelin  
Christophe Deketelaere  
Paco Wallaert



**BREITLING**  
1884

#SQUADONAMMISSION

BREITLING BOUTIQUE  
BÖRSENSTRASSE 2-4  
FRANKFURT

# PRÊT-À-PARLER



## SIE HÄNGT IN DER LUFT

Eine der Zukunftsfragen, die nicht ganz so dringend sind und trotzdem spannend: Welche Chance hat eigentlich die Krawatte? Ein Accessoire, so eindeutig männlich, dass es in Zeiten der Unisex-Entwürfe mindestens vorgestrig ist. Dessen Gebrauch aber noch oft genug Gewohnheit bis Pflicht ist, sodass es weiterhin im Alltag recht präsent ist.

Wird die Krawatte also die Karriere des Zylinders einschlagen? Wird sie in ein paar Jahren grotesk vom Nacken des Manns herabhängen? Oder bekommt sie noch mal die Kurve und ist schon bald der neue Vollbart, der sich jetzt unter Männern, die ungefähr fünf Minuten über ihren eigenen Auftritt nachdenken, eingebürgert hat?

Die Luxusmarken würde es natürlich freuen. Auch deshalb legen sie zum Teil nun ihr eigenes kleines Konjunkturprogramm für die Krawatte auf. Das Modell von Hermès (2) zum Beispiel wird von nächster Woche an (18. Juli) im Silk-Mix-Pop-up-Store in München hängen. Der ist nicht etwa in der Filiale an der Maximilianstraße

untergebracht, an der Münchner Luxusmeile, sondern ein paar Häuser weiter an der Briener Straße, in einem Laden, in dem es auch Platten geben könnte.

Krawatten und Vinyl sind sich ähnlich – möglich, dass beide eine nicht gerade rosige Zukunft vor sich haben. Wobei Vinyl eine kleine Renaissance erlebt. Und wer weiß: Da der Mann nun mehr mit seinem Aussehen beschäftigt ist, könnte ihm auch die Krawatte Gelegenheiten geben, um – Achtung, Verkäufersprech! – mit dem Outfit zu spielen. An Auswahl mangelt es jedenfalls nicht: Es gibt Krawatten mit Paisley-Muster von Etro (6), Krawatten mit Logos von Prada (7), und wer jetzt an Ironie denkt, der ist schon bei den Wappen von Ralph Lauren (4). Ja, eine Krawatte kann nicht nur klassisch sein wie die von Brioni (1), Louis Vuitton (3) oder Bottega Veneta (5). Sie taugt auch für einen guten Witz. Ob sie das davor schützt, bald zu den Kuriositäten aus der Vergangenheit zu gehören – diese Frage baumelt noch in der Luft. (jwi.) Foto Martin Ly

## EIN KLEID AUS DEM KOFFER

Kaum zu glauben, welche Schätze in deutschen Familien manchmal unbeachtet herumliegen. Das zeigt zum Beispiel ein Seidenkleid aus der Zeit um 1760, das Herzstück der Ausstellung „Luxus in Seide“ im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, die gerade begonnen hat. Im vergangenen Jahr konnte das Museum das Kleid zusammen mit einem etwa gleichzeitig entstandenen Reifrock mit Fischbeinaussteifung von einer Familie aus Kiel erwerben. Das Kleid hatte jahrzehntlang in einem alten Koffer gelegen, der noch mit Zeitungspapier aus den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts ausgelegt war. Nur gelegentlich nahmen es Familienmitglieder einmal für ein paar Stunden heraus. Der zwölf Meter lange Stoff lag also mehr als 100 Jahre in dem Koffer.

Die Farben des Seidengewebes sind außergewöhnlich gut erhalten. Der hellblaue Grund mit dem farbigen Blumen- und Tierdekor ist kaum verblichen. Das Seidenkleid zeigt die seltene Schnittform einer Tailles-Andrienne, eines bodenlangen einteiligen Kleids mit betonter Taille und weiter Rückenfalte. Das war eine damals hochmodische Sonderform der „Robe à la française“.

Adelheid Rasche, die Sammlungsleiterin des Museums und Kuratorin der Ausstellung, ist von dem Textil begeistert. „Dass es ein besonderes Kleid ist, sieht man sofort.“ Nicht nur, weil es selten ist, sondern auch wegen der Familiengeschichte, die hinter dem Stoff steckt. Rasche bekam das Kleid von der Kieler Familie, ließ sich den Stammbaum der Erben schicken und fand heraus: Die Andrienne gehörte einer Pfarrerstochter aus dem Raum Magdeburg-Wittenberg. Es war das Brautkleid der damals Achtzehnjährigen – in Weiß wurde erst später geheiratet. „Ein absolutes Festkleid“, sagt Rasche. Und sicherlich sehr teuer zur damaligen Zeit. Die Frage ist also: Wie konnte sich eine Pfarrerstochter das leisten?

In der Sonderausstellung geht es auch darum, was Frauen damals zum Kleid trugen. Schmuck, Fächer, Garnituren, Handschuhe, Seidenstrümpfe, Schuhe und ein Sonnenschirm aus den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts ergänzen das Bild der modischen Dame. Zeitgenössische Darstellungen und Auszüge aus der historischen Literatur sollen ein Bild des handwerklichen Könnens vermitteln, das zur Herstellung solch aufwendiger Kleidung und solcher Accessoires notwendig war.

Zu dem Kleid, dem Mittelpunkt der Ausstellung, sagt Rasche, es sei überraschend, dass es so lange überlebt hat. Zumal Stoffe früher gerne wiederverwendet wurden. Dieses Kleid aber wurde wohl nur einmal getragen. Die Pfarrerstochter bekam nach ihrer Hochzeit sechs Kinder, und das maßgeschneiderte Kleid wird ihr bald nicht mehr gepasst haben. Außerdem war Mode schon damals schnelllebig. Bereits nach wenigen Jahren, sagt Rasche, war das Kleid nicht mehr up to date. Tim Niendorf

Die Ausstellung „Luxus in Seide“ im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg läuft seit dem 5. Juli bis zum 6. Januar 2019.



Sonntagsstaat um 1750: Diese Garnitur, damals eine Art Umlegekragen, ist Teil der Nürnberger Ausstellung.

FOTO GERMANISCHES NATIONALMUSEUM

PORSCHE DESIGN  
TIMEPIECES



# 70Y



1919 Datetimer  
70Y Sports Car Limited Edition  
Limitiert auf 1948 Exemplare.

MAN KANN VON VISIONEN TRÄUMEN. ODER SIE UMSETZEN.

PORSCHE DESIGN FEIERT SIEBZIG JAHRE PORSCHE

[www.porsche-design.com/1919datetimer-70Y](http://www.porsche-design.com/1919datetimer-70Y)



Was für ein Bild! René Storck bereitet die Schau seiner Kollektion für Herbst und Winter in der Münchner Sammlung Schack vor. Das Gemälde im Hintergrund stammt von August Wolf. Er hat den „Tempelgang Mariens“ von Tizian in perfekter Manier – vor dem Original – kopiert. Das Werk ist so breit angelegt und reich ausgestaltet wie das Original. Und so groß: 359 mal 778 Zentimeter! Foto Rüdiger Glaz

## EIN BILD VON EINER KOLLEKTION

Dieser Saal passt. René Storck will seine Kollektion nicht unbedingt auf dem großen Laufsteg zeigen. Denn wie stellt man ein kleines, unabhängiges Unternehmen dar? Am besten wäre eine Präsentation im besonderen Rahmen, so wie es früher die Couture-Salons hielten. Und weil er München im Visier hatte, wo viele Redakteurinnen von Modemagazinen sitzen, riet ihm die Galeristin Parisa Kind: Ruf doch mal die Pinakotheken an! So entdeckte René Storck den Kopsaal der Sammlung Schack an der Prinzregentenstraße. Und es war klar: Dieser Saal passt.

„Meine Mode erschließt sich nicht über ein Laufsteg-Foto“, sagt René Storck beim Gespräch in seinem Geschäft im Frankfurter Nordend – und damit meint der Modemacher nicht das oben abgebildete Foto von den Vorbereitungen seiner Präsentation. „Den Doubleface zum Beispiel, den ich im eigenen Atelier machen lasse, kann man nicht auf einer großen Prêt-à-porter-Schau zeigen.“

Im kleinen Rahmen weiterzumachen, das hat er gelernt. Als er mit einer Partnerin in den Neunzigern einen Laden eröffnete und ihn bald wieder schloss, als er in Würzburg für ein Trachtenmodehaus arbeitete und bei einem Schmuckhersteller – er kam von der Mode einfach nicht los und fing lieber wieder von vorne an, im Frankfurter Stadtteil Bornheim, ganz klein, ohne Laden, ohne Werbung. Sein Ruf verbreitete sich von Frau zu Frau. Immer mehr Kundinnen kamen in den Musikantenweg.

Bald war er so erfolgreich, dass er Investoren aus dem Frankfurter Finanzmilieu fand und ein Geschäft an der Goethestraße eröffnete, in der Nähe von Armani, Gucci, Akris, Prada. „Geld braucht Kreativität, und Kreativität braucht Geld“, sagte René Storck damals. Am Ende ging das Modell den Weg alles Irdischen. Investoren unterschätzen oft, wie lange es braucht, eine Marke aufzubauen.

Das Scheitern hatte seinen Vorteil. Denn man kann nicht alles gut machen: einen großen Laden und ein Atelier betreiben und viele Mitarbeiter führen. René Storck sagt es heute so: „Wenn eine Kollektion emotional aufgeladen sein soll, muss sich der Designer intensiv damit beschäftigen.“ Und zu den wichtigsten Kundinnen hat er ein so gutes Verhältnis, dass er sie selbst bedienen will und muss.



Aus der Beschränkung auf den Laden im Nordend erwächst also neue Energie. Kundinnen kommen auch aus Hamburg oder München in das Eckgeschäft. Und wenn „Vogue“-Chefredakteurin Christiane Arp der größte Fan ist, kann man sich das Marketing sparen.

Die persönliche Atmosphäre des Demi-Couture-Salons hat den großen Vorteil, dass man die Kundin bindet. Jedenfalls will er sie nicht dadurch zum Wiederkommen animieren, dass er in jeder neuen Saison seinen Stil umkrempelt. Die

Kritik an vielen aktuellen Kollektionen hebt er auf eine andere Ebene: „Disruptive Ideen lösen ein reaktives Kaufverhalten aus. Ich mache keine sprunghaft entworfene Image-Kollektion, sondern Teile, die mehr als eine Saison bleiben und auch über die Saisons hinweg gut kombinierbar sind.“ Versteckt ist in dieser Aussage auch seine kritische Haltung gegenüber dem Online-Handel. Wer sich mit seiner Mode ins Internet begibt, der darf sich auch nicht wundern, wenn die Kundinnen so schnell weiterziehen, wie sie gekommen sind. Ihm reicht es, einige Boutiquen in anderen Städten mit seiner Ware zu beliefern.

Frankfurterinnen brauchen selten Kleider für den roten Teppich, eher tragbare und durchaus auch teure Mode für den Auftritt in der Oper oder im Büro. Also entwickelte Storck einen Stil, den er „schlicht und doch modern“ nennt, „einer protestantisch geprägten Kultur entstiegen“. Unkomplizierte Teile, einfach schön, raffiniert drapiert, sinnlich minimalistisch. Er verkörpert diesen Ansatz selbst, trägt schwarzen Pullover zur schwarzen Hose, manchmal eine navyblaue Jacke zum weißen Hemd, das war's.

Nicht jede Kundin wird sich einen Kaschmir-Doubleface-Mantel für 3200 Euro leisten können oder wollen. Aber der Preis klingt schon nicht mehr so schlimm, wenn man ihn mit Pariser Marken vergleicht. Und wenn man weiß, dass in Deutschland produziert wird. Er hat auch Jersey-Kleider aus Bio-Baumwolle für 500 Euro im Angebot. Aber: „Einen Parka sucht man bei uns nicht.“

Die Diebe wussten das. Drei Mal haben sie ihn schon heimgesucht, einmal räumten sie nachts den gesamten Laden leer. Jetzt ist das Geschäft videoüberwacht und auch nachts beleuchtet. Ein unvermuteter Werbeeffect: Denn in dem stillen Wohnviertel leuchtet nachts kein Geschäft so schön wie dieses. (kai.)

# PRÊT-À-PARLER

FOTO UNTEN: HELMUT FRITSCHE; BILD IM HINTERGRUND AUF DEM FOTO OBEN: AUGUST WOLF; EBT; TEMPELGANG MARIENS (NACH TIZIAN); 1878; ÖL; AUFLEHNUNG; 1890; ÖL; BÄUERISCHE STADTSCHLÖSSER; SAMMLUNG SCHACK, MÜNCHEN



**DOROTHEE SCHUMACHER**

BY VIVIANE SASSEN

# MR MARVIS

AMSTERDAM



MRMARVIS.DE

## YOUR SEARCH FOR THE PERFECT SHORTS ENDS HERE

Hochwertige und nachhaltig hergestellte Stretch-Baumwolle mit unübertroffen weicher Ausarbeitung.

Mit versteckter Hosentasche, die für dein Handy und andere wertvolle Sachen entworfen wurde.



**HANDGEFERTIGT IN PORTUGAL**  
mit den hochwertigsten Materialien



**DIE ULTIMATIVE PASSFORM**  
in 30 Farben und 7 Größen

Der teils elastische Bund bewegt sich mit dir. Egal, was du vorhast.

Mit 30 Farben, die du auswählen kannst, findest du mit Sicherheit eine, die zu deinem Style passt.



**GRATIS VERSAND & RÜCKVERSAND**  
probiere kostenlos zu Hause



SHOPPE DEINE MR MARVIS SHORTS JETZT AUF [MRMARVIS.DE](http://MRMARVIS.DE)

exklusiv online erhältlich

## GEISTESBLITZE, DIE GUT EINSCHLUGEN

Genial einfach – und doch kompliziert. Wie erfindet man Dinge, wie macht man Trends? Christian Kämmerling, einst „SZ-Magazin“-Chefredakteur, heute Inhaber einer Kreativagentur, stellt in einem Buch Tüfeler, Entdecker und Wahnsinnige vor. Einige der schönsten Beispiele:

### Amerika

Wäre Kolumbus am 12. Oktober 1492 an der Insel Guanahani vorbeigesegelt, dann hätte er die „Neue Welt“ nicht entdeckt, und wir wüssten nichts von Jeans, Big Mac, Beach Boys, Google, Marlboro, Elvis, Andy Warhol, Star Wars, Facebook, Nike & Co. – eine grauenvolle Vorstellung.

### Baseballkappe (falsch rum)

Plötzlich sah man immer mehr Jungs, die ihre Baseballkappe falsch rum aufhatten, mit dem Schirm nach hinten. Wer kam auf die Idee? Es war der Baseballspieler Ken Griffey jr. von den Seattle Mariners, 1989. Der Grund war simpel: Mit dem Schirm nach vorne hätte die Baseballkappe nicht unter den Gesichtsschutz gepasst. Seine Fans, vor allem die jungen, nahmen den Look auf. Richtig populär wurde die umgekehrte Baseballkappe, als der Gangsta-Style aufkam. Der Schirm nach hinten sollte sagen: Ich bin anders, ich bin mutig, ich bin cool. Heute signalisiert der Look nur noch: Ich bin beschueuert.

### Fahrradkurier

Der erste Fahrradkurier in Deutschland war Kurt Wolfram. Nein, er war sogar der erste Fahrradkurier in Europa. Im Juli 1985 gründete er seinen Service in München. Bike-Messengers waren in New York schon seit den siebziger Jahren unterwegs, aber davon wusste Wolfram nichts. Er sah den immer dichter werdenden Verkehr in München, er erkannte die Marktlücke für die „Kuriere der Zukunft“. Zum 25-jährigen Firmenjubiläum blickte er zurück: elf Millionen gestampelte Kilometer Transportstrecke, 3400 Tonnen ersparter Ausstoß von Kohlenmonoxid. Kommt Zeit, kommt Rad.

### Hamburger

Umstritten ist, wer den Hamburger erfunden hat, aber eines ist klar: Es war nicht McDonald's. Die einzige Person, die ihren Anspruch auf die Erfindung mit einem Foto untermauern konnte, war Fletcher Davis aus Athens, Texas. Das Foto von 1904 zeigt eine Imbissbude, und auf der Tafel steht mit großen Buchstaben: „Old Dave's Hamburger Stand“. Die Bude befand sich nicht irgendwo, sondern mitten auf der St. Louis World's Fair. 62 Nationen nahmen teil, insgesamt 20 Millionen Besucher kamen. Das sollte gereicht haben, um die Neugierigkeit zu verbreiten.

### Pilates

Da, wo Cafés so aussehen, als wären sie in Brooklyn, gibt es kaum eine Frau, die nicht gerade vom Pilates kommt oder gleich zum Pilates geht. Sie trinkt nur noch rasch einen frisch gepressten Saft oder einen laktosefreien Latte. Yoga ist ihr zu esoterisch, Judo zu profan. Also Pilates. Das spezielle Körpertraining wurde von Joseph Pilates erfunden. Der Profiboxer aus Gladbach zog 1912 nach England und wurde Lehrer für Selbstverteidigung an Polizeischulen. Er trainierte auch die Detektive von Scotland Yard. 1926 zog er weiter nach New York, gründete dort sein Trainingsstudio im selben Gebäude wie das New York City Ballet, und alsbald pilgerten berühmte Tänzer zu ihm, wie Martha Graham oder George Balanchine. Lustig: Es kamen immer mehr Tänzerinnen, und in ihrer Mitte trainierte der deutsche Boxer Max Schmeling, der dem Pilates-training treu blieb.

### Popcorn

Das erste Kino in Deutschland, in dem es Popcorn gab, war das Cinema in München, 1977. Dieter Buchwald, der Betreiber, hatte eine Reise nach Amerika hinter sich, wo Popcorn im Kino längst gang und gäbe war, und da dachte er sich, das versuchen wir doch auch mal. Sechs Jahre lang blieb er der Einzige, dann setzte sich allmählich auch anderswo die Erkenntnis durch: Kino und Kalorien gehören einfach zusammen.

Christian Kämmerling: War ja nur so 'ne Idee... Geistesblitze mit großer Wirkung. 300 Geschichten. Mit Illustrationen von Jim Kaemmerling. Goldmann Verlag, 240 Seiten, 10 Euro. Erscheint am Montag.



Nach ihrer Modenschau im März in Paris: Johnny Talbot (links) und Adrian Runhof haben eines der bekanntesten deutschen Designer-Labels aufgebaut. Gegen Kritik haben die beiden nichts. Aber konstruktiv sollte sie schon sein, meinen sie. Foto Helmut Frick

## UNSERE ANTWORT AUF WÄIS KIANI

Die Autorin Wäis Kiani hat in einem Gastbeitrag in der Juni-Ausgabe unseres Magazins Generalkritik am aktuellen Zustand der deutschen Mode geäußert. Unter anderem warf sie den Designern Johnny Talbot und Adrian Runhof (Talbot Runhof) vor, sich Publicity zu erkaufen und für das Personal des „Tantris“ in München Kleider entworfen zu haben, die sogar die hässlich bunten Kleidungsstücke unserer Wintersportler in Sotschi 2014 „im Vergleich hübsch aussehen lassen“. Hier antworten die beiden Münchner Designer.

Sehr geehrte Frau Kiani, wenn man was kann, macht man es, wenn man wenig kann, lehrt man es, wenn man gar nichts kann, schreibt man darüber. Sie haben dennoch gar nicht so unklug erkannt: Die deutsche Mode braucht Hilfe. Dann mal ran, räumen Sie Ihr Konto ab, gründen Sie Ihre Marke,

machen Sie schöne deutsche nostalgische rückwärts-gewandte Mode, vermarkten Sie sie, und dann reden wir wieder. Wenn Sie damit erfolgreich sind, kopieren wir Sie vielleicht. Dann müssen Sie nicht mehr so viel leiden, wenn Sie Sachen von uns zu sehen bekommen. (Wo eigentlich? Wir haben Sie noch nie auf einem unserer Pariser Défilés gesehen.)

Viel Erfolg und schöne Grüße,  
Ihr Johnny Talbot & Adrian Runhof

P.S. Glauben Sie eigentlich wirklich, dass alle, die unsere Tantris-Capsule-Kollektion positiv rezensiert haben, dies getan haben, weil sie mit free lunch bestochen wurden? Sie kommen uns ja vor wie Donald Trump! Oder waren Sie beleidigt, dass Sie nicht auch dazu eingeladen waren?

# PRÊT-À-PARLER

## CHEF, LASS UNS SCHAUKELN!

Fast 66 Euro wird jeder Deutsche in diesem Jahr für Büromöbel ausgeben, rein rechnerisch. Für Küchenmöbel sind es zwar noch 30 Euro mehr, aber glaubt man den Statistiker, dann wird der Umsatz nur im Segment Büromöbel in den nächsten Jahren weiter steigen. Das hat vor allem mit der Art und Weise zu tun, wie wir heute arbeiten, nämlich besonders häufig an einem Schreibtisch, wenn auch oft nicht am eigenen. Flexibel sollen wir sein, kreativ und am besten auch motiviert. Das gelingt nicht jedem, schon gar nicht, wenn er in einem Großraumbüro mit vielen Kollegen zusammensitzen muss. Die vermeintlich moderne Arbeitswelt beschert uns daher lauter neue Produkte, die uns den Alltag angenehmer machen sollen. Raumteiler zum Beispiel, die uns ein wenig Privatsphäre bieten, und schallabsorbierende Paneele, die für Ruhe sorgen.

Auch Laura Jungmann und Jonathan Radetz haben sich mit den neuen Anforderungen an Möbel im Open Office beschäftigt. Gemeinsam entwickelten die beiden Designer (sie hat ihr Studio in Karlsruhe, er seins in Frankfurt) den

stapelbaren Schaukel-Hocker Shingle, zu deutsch Schindel. Auf ihm kann man nicht nur sitzen, die Hocker lassen sich auch zu einer Trennwand aufeinander türmen. Umgedreht kann Shingle wie eine Kiste befüllt und an seinem Griff getragen werden. Gefertigt werden die Hocker aus „Solid Textile Boards“ von Really, einem holzähnlichen Werkstoff, der aus Textilabfällen und Produktionsresten des dänischen Herstellers Kvadrat gefertigt wird. Das Material ist nachhaltig und natürlich wiederverwertbar.

Mit Holz kennt sich der gelernte Schreinermeister Radetz, Jahrgang 1985, aus. Er hat in Garmisch-Partenkirchen Raum- und Objekt design studiert, die zwei Jahre jüngere Laura Jungmann Produktdesign an der Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe und der Technischen Universität Istanbul. Für ihren Hocker suchen die beiden noch einen Hersteller. Spätestens im Oktober sollten sie einen Produzenten gefunden haben: Dann wird ihre Arbeit auf der Orgatec vorgestellt, der internationalen Leitmesse für moderne Arbeitswelten in Köln. (pps.)



Stapelbar: Der Schaukel-Hocker Shingle von Laura Jungmann und Jonathan Radetz kann auch zum Schall- und Sichtschutz werden. FOTO KATJEN LAUTENBACH



Freier Künstler: Olaf Hajek, hier in seinem Atelier in Berlin-Mitte, übermalt die Grenzen zwischen Illustration und Schöpfung.

Foto Andreas Pein

# NATUR ALS KUNST

Olaf Hajek lässt seine Bilder im Sound des Sommers summen und zirpen. Seine Ideen aus Flora und Fauna beflügeln die Vorstellungskraft.

Von Rose-Maria Gropp

Es kann fast nicht sein, dass man noch nie einer Illustration von ihm begegnet ist. Seine Bilder sind auf der ganzen Welt zu sehen, in Zeitungen und Zeitschriften, in Magazinen und in Büchern, auf Ankündigungen, in internationalen Anzeigenkampagnen und auf großen Plakaten für Modehäuser, Kosmetikmarken oder Restaurants. Seine Gestaltungskraft ist überall begehrt. So hat er einmal für eine Firma, die edle Gläser herstellt, auf einem Whiskey-Tumbler einen schlanken Zaubervogel fliegen lassen, das Gefieder aus Getreideähren. Für das Goethe-Institut in Wien hat er jüngst eine charmante Assemblage zusammengebaut aus lauter typischen Motiven, die er in seinen Stil übersetzt hat, um zu Sommerkursen in Deutsch zu verlocken. Und gerade arbeitet er an den Entwürfen für die Tapetenkollektion eines renommierten Herstellers.

Olaf Hajek ist stark gefragt und drängt sich trotzdem nie in den Vordergrund. Er ist einer der international bekanntesten Illustratoren, vielfach ausgezeichnet für seine Auftragsarbeiten. Und er ist einer, der seine Ideen auf wunderschönen Bildern bannt. Wir haben ihn für das sommerliche Thema Natur und Gärten gewonnen. Was sich da alles öffnet und spreizt und fiedert, in voller Pracht der Verschwendung!

Es ist die Natur, es ist der Mensch in ihr, es sind Flora und Fauna, die Olaf Hajek immer wieder beschäftigen – und seine künstlerischen Einfälle befeuern. Er stellt die Natur still in den Stadien des Übergangs. Die Blüten sind weit geöffnet, im Zustand äußerster Entfaltung, bald werden sie welken. Die Früchte stehen in ihrer hohen Reife, wie die Zitronen, die ihren Saft schon verströmen. Das Getier dazwischen bedient sich dieses Überflusses, kleine Vögel saugen daraus Seim, Schmetterlinge taumeln einen kurzen Sommer lang. Die Menschen sind Nutznießer, sie erscheinen zum Zweck der Zierde, oder sie stehen klein und demütig unter einem Baum der Erkenntnis.

Wie macht er das? Olaf Hajek wurde am 12. Dezember 1965 in Rendsburg geboren, studierte in Düsseldorf und verbrachte frühe Jahre in Amsterdam als freier Illustrator. Damals kam seine Karriere in Fahrt. Schon lange lebt und arbeitet er nun in Berlin, hat sein Studio im Bezirk Mitte. Wie also bekommt einer diese enorme Produktivität in den Griff? „Ich bin ein Morgenmensch und brauche meine Routine“, sagt er. „Tief in mir schlummert



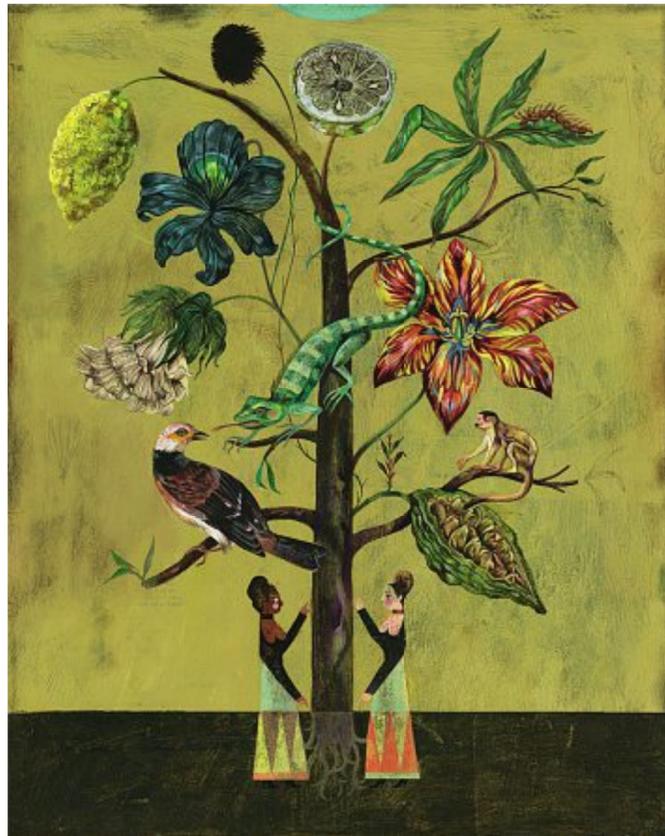
„Hawaii's Bees“



„Eden Project“



„Tropical Bouquet“



„Gärtnerinnen“



„Big Yellow Orchid“

# NATUR ALS KUNST

eine protestantische Herkunft und kämpft mit meinem Freigeist.“ Doch: „Die Kombination ist hilfreich, daher gehe ich morgens gegen neun Uhr ins Atelier und beginne mit der Arbeit.“ Er sammelt zeitgenössische Kunst, die ihn anspricht, und natürlich liest er, geht ins Kino. Inspiration kann er aber überall finden, Ideen kommen spontan: „Die Kombination der Bilder entsteht dann im Kopf.“ Und auf seinen vielen Reisen hält er die Augen offen – für die Schönheit und für ihre Zerbrechlichkeit.

Denn die gehören für ihn untrennbar zusammen. Als er jung war, sagt Hajek, waren Egon Schiele und Gustav Klimt seine Lieblingskünstler. „Die imperfekte Schönheit hat mich schon damals in ihren Bann gezogen.“ An Frida Kahlo hat ihn früh „das Dunkle“ fasziniert, und die Renaissance findet er „aufregend wegen der realistischen Darstellung der Objekte und der Personen, im Gegensatz zum Fehlen der Perspektive“. Seine größte Liebe gilt der Folk Art, dem Art Brut und der primitiven Kunst, „mit ihrer archaischen und einfachen Kraft“. Und wirklich tauchen all diese Vorbilder in seinen Arbeiten auf – aber erklären können sie deren ganz eigenen Reiz nicht.

Die Anziehungskraft seiner Kunst, sagen wir ruhig die Magie, liegt in der Kombination der so unterschiedlichen Elemente. Und vor allem in deren Transformation. Sie macht seinen unverkennbaren Stil aus. Dieses Momentum schenkt Hajeks Bild-Welt ihre universelle Lesbarkeit. Es ist das charakteristische Cross-over aller zentralen Motive, das sie durchzieht und unmittelbar verständlich macht. Die Botschaften kommen an, sie nehmen die Direttissima in die Seele der Betrachter.

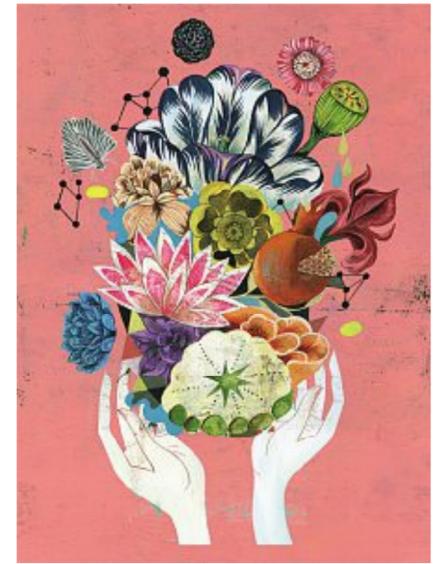
Dafür gibt es herrliche Beispiele: Einmal hat er auf einer seiner Illustrationen aus dem geöffneten Kopf von Sigmund Freud einen Springquell von Assoziationen zum Weiblichen entstehen lassen, weil es in einem brasilianischen Journal um die Frage ging, was Frauen denn wollen. Es ist ein bisschen wie die Geburt der Pallas Athene aus dem Haupt des Zeus, bloß in allerlei Symbolen, von der züngelnden Schlange über glitzernde Edelsteine bis zum Granatapfel in einer Frauenhand, aus dem blutrote Tropfen fallen, hinunter in Freuds Gehirn, gleichsam verwandelt in funkelnde Gedanken. Oder er bettete für ein Musiklabel den melancholischen Kopf von Frédéric Chopin in einen Kreislauf von Metaphern des Werdens und Vergehens, der sich im dunklen Herzen des Komponisten schließt. Und dann gibt es den Entwurf für eine Briefmarke der britischen Royal Mail, „Hyena in London“: Dort steht eine

Hyäne, die, ihrer Figur nach zu schließen, gerade satt ist, beinahe gleich hoch neben einer Straßenlaterne, die aus einem Gemälde von René Magritte stammen könnte; denn die Laterne leuchtet, der typische Londoner Straßenzug dahinter ist aber taghell. So berichtet das verdutzt blickende Tier der Steppe von der Fremdheit eines jeden Lebewesens, des Menschen zumal, im Eigenen.

Bei Hajek gab es keine familiäre künstlerische Vorgeschichte, und ein Erweckerlebnis kennt er auch nicht. Es war, sagt er, schlicht seine Lust aufs Zeichnen und Malen. Aber das wollte er nie mit dem Rechner machen. Dabei ist es geblieben, außer dass das Digitale nun sein Hilfsmittel ist, um seine Arbeiten in die ganze Welt zu Auftraggebern zu versenden. Alles davor entsteht mit der Hand im Atelier. Er malt mit Acryl auf Holzplatten und braucht „viel Struktur“, wie er sagt, die er zum Teil mit Messern und Schleifpapier erzielt, weshalb das Material robust sein muss; denn diese spezielle Oberfläche soll auch auf den gedruckten Illustrationen sichtbar bleiben. Solche Vorlagen, die dann mit dem Computer als Scans verschickt werden, sind nicht viel größer als 40 oder 50 Zentimeter und entstehen meist in einem Zug. Anders ist das bei der freien Malerei, die er in Ausstellungen zeigt, wie zuletzt in der Southern Guild Gallery in Kapstadt.

Diese Bilder können bis zu 200 Zentimeter messen. „Bei den Gemälden kann es dazu kommen, dass ich Details oder das ganze Bild übermale. Doch ich habe gelernt, dass nichts umsonst war.“ Eine Struktur, die durch eine Übermalung entsteht, oder eine konkrete Form, die auf einmal wieder abstrakt wird, ist für ihn das Spannende an der Malerei: „Dabei vertraue ich oft der Intuition.“

Seine Illustrationen sind Auftragsarbeiten und entstehen im Zusammenspiel mit den Auftraggebern, die freilich wissen, wen sie sich da ausgesucht haben. Sie wollen die Unverkennbarkeit von Hajeks Hand, seinen enormen Wiedererkennungswert. In den Originalen seiner Malerei aber, die zunehmend an Bedeutung für ihn gewinnt, kann er dem ewig unlösbaren Rätsel des Storb und Werde seine eigene Gestalt verleihen. Diese Bilder erzählen Geschichten. Er ist ein Erzähler-Maler, dem das Futter nicht ausgeht, weil er es versteht, die Vorbilder seiner Inspiration nicht zu instrumentalisieren, sondern sie sich kraftvoll anzuverwandeln, in seinen eigenen Stil zu überführen: Er erschafft Neues. Olaf Hajek hebt die überkommene Grenze zwischen kommerzieller Illustration und freiem Schöpferium auf – als der Künstler, der er ist. ◀



„Holding Flowers“



„Gärtnerin“

**POLSTERBETTEN** IN BOXSPRINGOPTIK

**100% NATURLATEX**MATRATZEN

**NATURKISSEN**

**NATURDECKEN**

**10% AUF ALLES**

**AUF ALLE DORMIENTE PRODUKTE**  
GÜLTIG IN DEN MONATEN JULI + AUGUST 2018  
TEILNEHMENDE HÄNDLER FINDEN SIE UNTER  
[WWW.DORMIENTE.COM](http://WWW.DORMIENTE.COM)

**UNTERFEDERUNGEN**

**MATRATZEN-TOPPER**

**MASSIVHOLZBETTEN**

**SCHLAFFOFA**

**GRÜN SCHLAFEN**  
**BESSER AUFWACHEN**

**dormiente**  
BESSER GRÜN SCHLAFEN

ORTHOPÄDISCH RICHTIG LIEGEN.

AUSGEZEICHNETE KLIMAREGULATION

NATURMATERIALIEN UND BESTE QUALITÄT

ELEKTROBIOLOGISCHE NEUTRALITÄT

GESUNDHEIT UND NACHHALTIGKEIT



Einst eine zufriedene Rentnerin: Dann wurden die frühen Entwürfe von Bodil Kjær wiederentdeckt und neu aufgelegt.

Gleich drei Mal hat es Bodil Kjær in einen James-Bond-Film geschafft. Wie das für sie war? „Ich war geschockt, als ich meinen Schreibtisch sah“, sagt sie. Die dänische Designerin war gerade 30, ihr Entwurf erst drei Jahre alt, als er für „Liebesgrüße aus Moskau“, den zweiten Film der Agentenserie, ausgewählt wurde, und zwar für eine Szene, die in die Filmgeschichte einging. Am Tisch sitzt der einzige Bösewicht, mit dem es James Bond gleich mehrfach zu tun bekam, Ernst Stavro Blofeld, unschwer zu erkennen an der weißen Katze auf seinem Schoß, die er unentwegt streichelt. Vor ihm stehen Rosa Klebb, gespielt von Lotte Lenya, und Tov Kronsteen. Wenig später sind die beiden Handlanger Blofelds tot. Der Erzfeind des britischen Geheimagenten taucht hingegen schon bald wieder auf, wie der Schreibtisch von Bodil Kjær: in „Man lebt nur zweimal“ (1967) und auch noch in „Im Geheimdienst Ihrer Majestät“ (1969). Da war der erste 007, Sean Connery, schon durch George Lazenby ersetzt worden.

Ein halbes Jahrhundert ist seither vergangen, und schon vor 40 Jahren wurde die Produktion des „James-Bond-Schreibtischs“ eingestellt. Hin und wieder nur taucht einer von ihnen auf, meist bei Christie's, Sotheby's, Quittenbaum oder einem anderen Auktionshaus. Je nach Material und Alter zahlen Liebhaber bis zu 50.000 Euro für den Tisch, auch wenn es sich nachweislich nicht um eine der Filmrequisiten handelt.

Bodil Kjær hatte sich ebenfalls längst aufs Altenteil zurückgezogen. Plötzlich aber ist die Dänin wieder da. Während der Mailänder Möbelmesse feierte die Sechsendachtzigjährige ein vielbeachtetes Comeback – mit ihrem Schreibtisch und 24 weiteren Entwürfen, jeweils mindestens 55 Jahre alt.

„Ich war eine zufriedene Rentnerin“, sagt Bodil Kjær. „Ich dachte, ich sitze den Rest meines Lebens faul im Garten herum. Und jetzt schauen Sie mich an: Seit zwei Jahren schufte ich wie ein Packesel.“ Die alte Dame lacht. Eigentlich genießt sie den Rummel um ihre Person, schließlich ist sie nicht ganz unschuldig daran. Auch wenn sie sich als Packesel bezeichnet, lässt sich Bodil Kjær doch viel mehr als Zugpferd einspannen, das helfen soll, ihre

# SIE IST ZURÜCK

Vor einem halben Jahrhundert war Bodil Kjær eine bekannte Designerin. Nun ist sie wieder da.

Von Peter-Philipp Schmitt



James Bond lässt grüßen: Den 007-Schreibtisch bietet Charakter. Copenhagen mit roten Beinen an.

von sieben verschiedenen Herstellern neu aufgelegten Produkte zu vermarkten.

Bis vor zwei Jahren lebte die zufriedene Rentnerin zurückgezogen in Århus – mit anderen Senioren in einem ehemaligen Dominikanerkloster aus dem 13. Jahrhundert. Nur 68 Quadratmeter groß ist ihr Apartment dort. „Ich musste mich von vielen Sachen trennen.“ Einen Teil habe sie an Museen und Bibliotheken gegeben, darunter Skizzen und Zeichnungen ihrer frühen Entwürfe.

Eines Tages habe sie dann gedacht: Vielleicht wäre es an der Zeit, ein Testament aufsetzen zu lassen. Sie ging zum Anwalt und sah sich plötzlich mit der Frage konfrontiert, was mit den Rechten an ihren Entwürfen aus längst vergangenen Zeiten geschehen soll. Darüber hatte sie sich vorher keine Gedanken gemacht.

Die Rechte übertrug sie an Form Portfolios, eine Agentur mit Sitz in Kopenhagen und Providence im amerikanischen Bundesstaat Rhode Island. Die beiden Geschäftsführer Mark J. Masiello und Anders Grannov Brun haben auch schon die Rechte an den Entwürfen des Amerikaners Paul McCobb (1917 bis 1969), für den Bodil Kjær einst gearbeitet hatte, und des Dänen Jens Risom (1916 bis 2016), der schon in jungen Jahren in die Vereinigten Staaten ging und dort seine zweite Heimat fand.

Form Portfolios kümmerte sich auch um die sieben Marken, die den alten Kjær-Arbeiten zu neuem Glanz verhelfen sollen, unter ihnen Fritz Hansen, Carl Hansen & Søn und Karakter Copenhagen. Die meisten der Entwürfe entstanden zwischen 1955 und 1963. Sie sind Teil einer Serie, die „Elements of Architecture“ heißt. Für Bodil Kjær sind Möbel nämlich nichts anderes als architektonische Elemente, die sich in ihrer Größe auch nach der Form des Gebäudes zu richten haben, in dem sie stehen sollen.

Dass ihre Arbeiten damals überhaupt in größerer Stückzahl produziert wurden, war von ihr zunächst gar nicht vorgesehen. Vieles war nur für ein bestimmtes Bauprojekt gedacht. Doch die junge Dänin machte sich schnell einen Namen, eine Reihe ihrer Entwürfe ging in Serie. Das hatte sie einigen namhaften Architekten zu verdanken: Zu ihren Entdeckern zählten Josep Lluís Sert, der



Für drinnen und draußen: Die Indoor-Outdoor-Serie von 1959 hat die dänische Marke Carl Hansen & Søn neu aufgelegt.

1953 Walter Gropius als Dekan der Harvard Graduate School of Design nachgefolgt war, und Paul Rudolph, der von 1958 bis 1965 Dekan der Architekturakademie an der Yale University war. Auch Harry Mohr Weese und Marcel Breuer statteten Gebäude, die sie in Chicago und New York errichten ließen, mit Möbeln von Bodil Kjær aus.

Die Dänin, die 1932 in dem winzigen Ort Hatting in Jütland zur Welt gekommen war, wuchs auf einem Anwesen auf, das ihrer Familie seit dem 14. Jahrhundert gehörte. Ihre Eltern weckten in ihr „den Hunger nach Dingen, die mit Liebe und Sorgfalt gemacht sind“. Und sie schickten sie nach England, wo sie die Arts-and-Crafts-Bewegung für sich entdeckte. Später studierte sie in Kopenhagen an der Kunstgewerbeschule (die heute zur Königlich Dänischen Kunstakademie gehört) und ging Ende der fünfziger Jahre mit einem Stipendium der American-Scandinavian Foundation nach New York. Dort arbeitete sie zunächst für Paul McCobb in Manhattan, dann als Inneneinrichterin in Boston.

Schon als Studentin in Kopenhagen hatte sie sich weniger von ihren Lehrern, Hans J. Wegner, Jørgen Ditzel und Finn Juhl zum Beispiel, sondern vom amerikanischen Designerpaar Ray und Charles Eames und deren Funktionalismus begeistern lassen. „Ich fand es dumm, schöne Möbel zu entwerfen, die nicht zu den Menschen passen, weil sie eben nicht so schön sind, sondern ganz normal: zu groß, zu klein, zu dick, zu dünn“, sagt Bodil Kjær. Mit ihren Entwürfen habe sie vor allem Lösungen finden wollen, die den Menschen das Leben erleichtern.

Dazu zählt sie auch ihren Schreibtisch aus dem Jahr 1959, der keinen eigenen Namen hat. Bevor sie ihn entwarf, sprach die Designerin mit jungen Führungskräften, um herauszufinden, wie ihr Arbeitsalltag aussieht. Es zeigte sich, dass sie, anders als früher, keine großen und massiven Schreibtische mehr wollten, mit denen sie ihren Untergebenen zeigen konnten, wer der Boss ist. Die neue Chef-Generation sei vielmehr „offen, kreativ, flexibel“ gewesen. Und genau so wurde ihr Schreibtisch, der zugleich von mehreren Personen als Konferenztisch genutzt werden kann. Denn das schlichte Holzoberteil mit den vier Schubladen ruht auf einem fast filigran wirkenden Untergestell

aus Stahl. Dazu passend entwarf sie Container auf Rollen, Sideboards und Aktenschränke. Den schönsten Schreibtisch der Welt, wie er damals genannt wurde, hat Karakter Copenhagen nun neu aufgelegt – aus Eichenholz, mit Beinen, die Rot oder Grau lackiert sind.

Ebenfalls aus dem Jahr 1959 stammt ihre Indoor-Outdoor-Serie. „Damals“, sagt Bodil Kjær, „machte sich in den Vereinigten Staaten niemand Gedanken über Terrassenmöbel.“ Man sollte einfach auf und an ihnen sitzen können, und sie sollten haltbar sein. Sie aber wollte die Möbel auf das Format der Gebäude abstimmen, zu denen sie gehörten. Dafür mussten sie eine gewisse Größe haben, um ein harmonisches Ganzes zu schaffen. Ihre Entwürfe



Nicht für Sträuße: Bodil Kjær's Vasen in Kreuzform (Holmegaard)

wirken auf den ersten Blick klobig, doch Bodil Kjær wollte klare geometrische Formen. Sitz und Rückenlehne sind geneigt und bestehen aus einzelnen Latten. Die Armlehnen, Beine und Verbindungsstreben bilden auf beiden Seiten Quadrate. Die drei Teile sind nicht verleimt oder verschraubt, sondern miteinander verzapft – ein Detail, das höchste Handwerkskunst erfordert. Zudem wählte die Designerin robuste und doch edle Hölzer: Mahagoni, Teak, Esche. „Ich wollte, dass sie Patina ansetzen, darum testete ich verschiedene Materialien bei allen möglichen Witterungsbedingungen: Wind, Sonne, Schnee, Nebel und Salz.“ Josep Lluís Sert gefielen die Stühle so gut, dass er sie für ein Gebäude der Universität in Boston auswählte, für drinnen und draußen, so wie sie von Bodil Kjær gedacht waren.

Neu aufgelegt, von der dänischen Marke Holmegaard, wurde nun auch eine Glasvase in Kreuzform. Auch dieser Entwurf brach mit der Zeit, wie die Designerin mit Blick auf die ungewöhnliche Form sagt. „Vasen waren damals für Sträuße gedacht, ich aber wollte ein Gefäß, in dem einzelne Stengel zur Geltung kommen.“

Bodil Kjær kehrte 1960 nach Dänemark zurück und eröffnete für wenige Jahre ein eigenes Studio in Kopenhagen. 1965 ging sie nach London, arbeitete als Innenarchitektin für einige Firmen, wurde Gastprofessorin an Architekturhochschulen und schließlich an die Universität von Maryland berufen. So wurde es still um die Designerin, die nicht mehr die Zeit fand, einzelne Produkte zu entwerfen. Oder war es einfach auch nur schwer für eine junge Frau, sich in der Männerdomäne durchzusetzen? „Ich habe das nie so empfunden“, sagt Bodil Kjær. „Als ich studierte, gab es viele Frauen an der Hochschule. Die meisten meiner Kommilitoninnen heirateten dann aber Designer oder Architekten und führten fortan nur noch die Büros ihrer Männer. Ich wollte immer ein eigenes Leben und eine eigene Karriere haben.“

Nun hat Bodil Kjær sogar die Chance auf eine zweite Karriere bekommen. Damit hat die Designerin wirklich nicht gerechnet. Das späte Glück aber freut sie schon allein deshalb, weil die Erlöse aus den neu aufgelegten Entwürfen wohlträglichen Zwecken zufließen. ◀

**ANGELO FLACCAVENTO**

Er ist der wichtigste italienische Modekritiker. Wie, das sieht man nicht? Doch, das tut man. Denn Angelo Flaccavento, der für die Wirtschaftszeitung „Il Sole 24 Ore“ schreibt, wahrte auch bei der Schau zur Wiedergeburt des Labels Roberto Cavalli kritische Distanz: Er trägt keine italienische Marke – sondern Homme Plissé, die Männermodellinie von Issey Miyake, der mit seinen Plisseestoffen vor allem Frauen ausstattet. „Ich mag’s, wenn zwischen mir und meinen Sachen noch etwas Platz ist“, sagt der Sechsvierzigjährige. „Das ist bequemer.“ Und diese Schuhe? „Die sind aus irgendeinem dunklen Laden in Sizilien.“

**AVNEET SINGH**

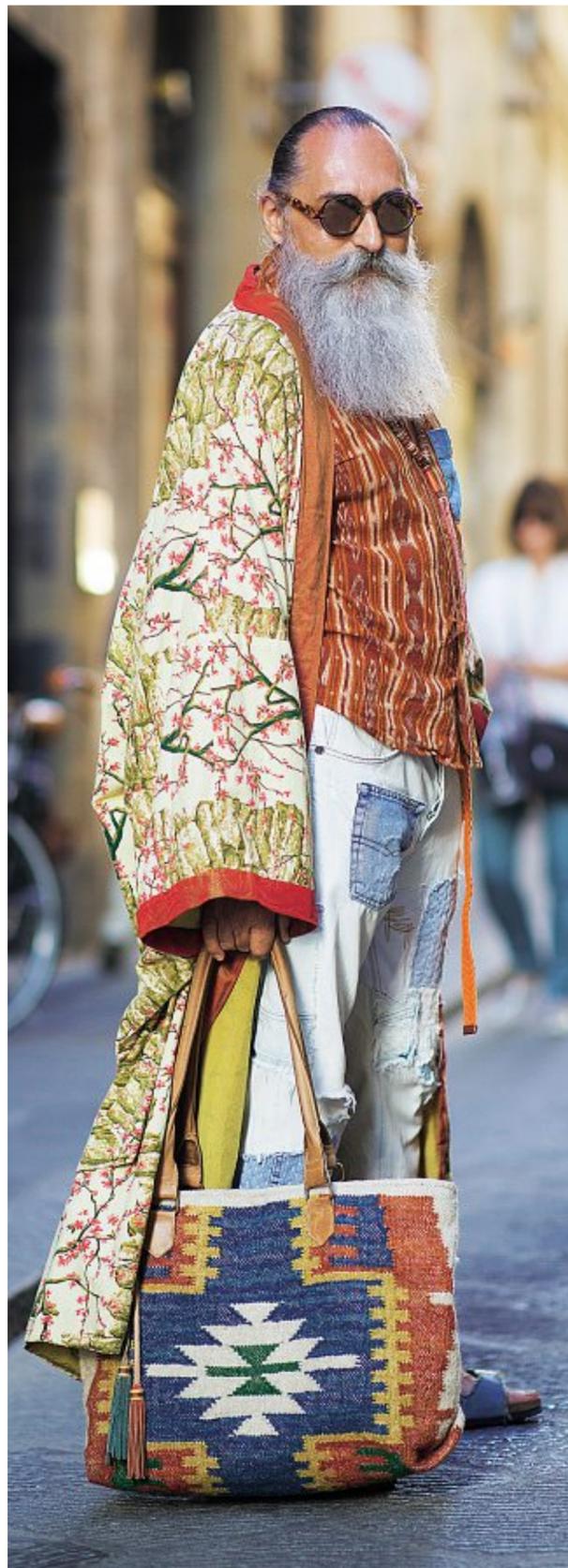
Er stammt aus Indien, ist in Kalifornien groß geworden, lebt in Berlin und sucht schöne Schuhe in Florenz. Avneet Singh, ein praktizierender Sikh, wie man an seinem kunstvoll gebundenen Turban erkennt, ist Chefeinkäufer für Männer-schuhe bei Zalando. „Mir geht es um Einfachheit mit dezenten Details“, sagt er über seinen Stil. Zum blauen Anzug von Drykorn trägt er handbestickte Slipper der amerikanischen Marke Donald Pliner. Für Friedrichshain, wo er lebt, wäre es *slightly overdressed*. Hier in Florenz passt es wunderbar.



# UOMO ZINNO ALLA MODA

Wo fängt guter Stil an?  
Und wo hört er auf?  
Bei der Modemesse  
Pitti Uomo in Florenz  
haben Männer aus  
aller Welt die Grenzen  
des Geschmacks  
mal wieder erweitert.

Fotos Helmut Fricke  
Texte Alfons Kaiser

**GEROLD BRENNER**

Und wer sticht wirklich aus den mehr als 30.000 Besuchern der Messe heraus? Ein Deutscher! Gerold Brenner trägt einen multikulturellen und teils wiederverwerteten Mix. Hose und Hemd sind von seiner eigenen Marke, die er in Zürich aufbaut. Den Kimono aus einem Secondhandladen trug

angeblich die „Madame Butterfly“ aus der ersten Inszenierung in Florenz vor mehr als 100 Jahren. Kleidung ist für den Sechsvierzigjährigen, der Herrensneider gelernt hat und lange als Designer arbeitete, ein Mittel zur Kommunikation. Mit diesem Look teilt er uns mit, dass wir ans Upcycling denken sollten. Richtig so!

**MASATO NISHIMURA**

Es ist ein Zufall, aber er sagt viel aus über die Wiederkehr von Issey Miyake. Auch Masato Nishimura trägt, wie Angelo Flaccavento (linke Seite), Jacke wie Hose von der Miyake-Linie Homme Plissé. Der 36 Jahre alte Einkäufer des Kaufhauses Hankyu Hanshin in Osaka setzt Akzente mit Nike-Sneakern und einer Tasche von Goyard. Was ist wichtig für seinen Stil? „Dunkel und elegant muss es sein.“ Ein Mann vieler Worte ist er nicht. Er sagt ja auch alles mit seiner Kleidung.

**BRUCE PASK**

Das sieht alles sehr lässig aus, fast schon unstrukturiert. Aber der „Men’s Fashion Director“ des New Yorker Kaufhauses Bergdorf Goodman hat sich natürlich etwas dabei gedacht. Bruce Pask trägt eine Jacke von Craig Green, dessen Schau er gerade besucht, ein Hemd von Christophe Lemaire für Uniqlo, eine Hose von der Closed-United-Arrows-Zusammenarbeit und Sneaker von Common Projects. Noch Fragen? Ja, was ist wichtig für seinen Stil? „Man muss sich selbst treu bleiben, aber sich auch ein bisschen Mühe geben.“

**FABRIZIO UND VALERIO SALVATORI**

„Two Twins“, das klingt zwar doppelt gemoppelt, so wie „weißer Schimmel“ oder „Augenoptiker“. Aber Fabrizio und Valerio Salvatori haben sich ihren Pleonasmus verdient. Die Brüder aus dem beschaulichen Porto San Giorgio an der Adria sind Sänger,

DJs, Models, Schauspieler und Fernsehfiguren. Vor allem der Bart – beziehungsweise die Bärte – sind ein gutes Markenzeichen. „Wir haben uns noch nie rasiert. Und wir schwören, dass wir uns nie rasieren werden, bis wir tot umfallen.“ Wie alt sie sind? „23“, sagt Fabrizio oder Valerio. „46“, sagt Valerio oder Fabrizio.

**RICCARDO VANNETTI**

Man muss ein bisschen warten, bis er zu Ende telefoniert hat in der Via di Santo Spirito. Kein Wunder, denn Riccardo Vannetti ist als „Tutorship Director“ so etwas wie der Trendscout der Pitti-Modemesse. Immer auf der Suche nach neuen Designern, bekommt er oft Anrufe aus aller Welt und ist während der Messe

dauernd in Florenz unterwegs. Das passt gut ins Bild, denn Fahrrad und Handy sind auch schöne Accessoires. Sein Rezept für guten Stil ist eigentlich recht simpel: „Man braucht italienische Schuhe und die richtige Anzuggröße“, sagt der Fünfundvierzigjährige. Er hat sie bei Ferragamo gefunden. Und auch das passt hier: Die Zentrale der Marke liegt keine 300 Meter entfernt.

**JORGE PUENTE**

Mag sein, dass er nicht mehr der jüngste ist. Aber der Innenarchitekt aus Buenos Aires kann sich ein eng geschnittenes Sakko von Daniel Hechter und ein Hemd mit Haifischkragen von Nelson Alessi noch locker leisten. Jorge Puente gestaltet die Läden für die Bekleidungskette La Martina und für weitere Marken in Südamerika. Daher ist er auf der Modemesse unterwegs. Die unerwartete Aufmerksamkeit der Fotografen steht er locker durch.

## UOMINI ALLA MODA

**TERENCE KHALA**

Er steht gefährlich nah bei den „Pitti Peacocks“ herum, den geckenhaften Fotomotiven auf der Florentiner Messe. Aber die Nähe färbt zum Glück nicht ab, auch wenn Terence Khalas eigene Herrenmarke Khalaful heißt. „Ich bin kein Dandy“, sagt der Dreißigjährige aus Johannesburg, und man sieht es. Er hat zwar Lust an der Inszenierung, peinlich sieht das aber nicht aus. „Wir sind in Südafrika recht klassisch“, sagt er. Und Farben gehören dort eben dazu.

**SAMSUNG**

## Mobile SSD-Power im stylischen Design

Wer nicht nur Wert auf Leistung und Sicherheit, sondern auch auf ein ausgezeichnetes Produktdesign legt, der sollte seine Daten auf der Samsung Portable SSD T5 speichern.

Die Samsung Portable SSD T5 steht nicht nur für Geschwindigkeit und Zuverlässigkeit. Die mobile SSD wurde für ihr elegantes Design im Visitenkartenformat jetzt auch mit dem renommierten Red Dot Design Award 2018 ausgezeichnet. Mit Transferraten von bis zu 540 MB/s und Speicherkapazitäten bis zu 2 TB ist der schicke Ideenspeicher ideal für alle, die große Datenmengen schnell übertragen und überall mithinnehmen möchten.

Entdecken Sie die Möglichkeiten unter:

[www.samsung.de/portable-ssd](http://www.samsung.de/portable-ssd)



**reddot award 2018  
winner**

Ausgezeichnet mit dem Red Dot Award 2018 in der Kategorie Produktdesign. Die Bewertungskriterien finden Sie unter: <https://red-dot.de/pd>



Produkte für junge Kunden: Bernd Lietke, der Geschäftsführer von KPM in Berlin, will mit feinem Porzellan auch Menschen erreichen, die nicht mehr so viel Wert auf Traditionen legen.

# CUP DER GUTEN HOFFNUNG

Hochwertiges Porzellan wirkt in schnellen Zeiten wie von gestern. Die Berliner Manufaktur KPM will das zerbrechliche Geschäft mit originellen Produkten in die Zukunft führen.

Von Jennifer Wiebking, Fotos Andreas Müller

**B**ernd Lietke hält einen Coffee-to-go-Becher wie selbstverständlich in der Hand. Er spricht über Pappmanschetten als Schutz gegen die Hitze, über dichte und undichte Deckel. Der Coffee-to-go-Becher, den Lietke so fest im Griff hat, ist trotzdem nicht irgendeiner, wie man ihn beim Bäcker oder bei Starbucks über den Tresen gereicht bekommt und bei dem es eigentlich um das geht, was darin enthalten ist, um den Kaffee.

Bernd Lietkes Becher ist noch ein Prototyp, aber nicht mehr lange. Noch drei Monate, und das Ding wird zu kaufen sein, in Weiß und in Schwarz. „Ich bin fest davon überzeugt, dass Menschen das haben wollen“, sagt Bernd Lietke. Darum geht es ihm. Ein Coffee-to-go-Becher, ausgerechnet, könnte nicht besser für das stehen, woran dieser Mann gerade arbeitet.

Nun muss man wissen, dass Bernd Lietke Geschäftsführer von KPM ist, einem der Hersteller teuersten Porzellans in Deutschland. Königliche Porzellan-Manufaktur: Ein Name wie aus einer anderen Zeit. Aufwendige Malereien, Terrinentöpfe, geschwungene Henkel, Messerbänckchen. Aber anders als so viele Marken in dieser Sparte verschreibt sich dieses Haus nicht mehr nur der Tischkultur. „Alle sagen, man müsse sich der To-go-Mentalität entgegensetzen.“ Alle sind in diesem Fall recht viele aus der Branche. Bernd Lietke selbst lässt diese Lebenshaltung lieber hochleben. Also zum Beispiel direkt mit einer solchen Neuentwicklung.

Der Coffee-to-go-Becher für 50 Euro ist natürlich nicht aus Plastik, sondern aus Porzellan, und eigentlich ist das ein Problem. Denn obwohl auch junge Menschen heute bereit sind, für Wohnen und Essen viel Geld auszugeben, sparen sie ausgerechnet an dem, was in dieser Hinsicht Bestand hat. An dem Porzellan, das in ihren Küchenschränken steht, von dem sie bei Tisch essen, aus dem sie trinken. Die Branche bekommt das entsprechend heftig zu spüren. Das Geschäft schrumpft kontinuierlich. Im Jahr 2017 war es nach Zahlen des Verbands der Keramischen Industrie ein Umsatzrückgang von 3,1 Prozent.

Das allein klingt nicht besonders dramatisch. Aber die Geschichten, die damit einhergehen, haben es in sich. Die Insolvenz von Rosenthal vor knapp zehn Jahren steckt vielen noch in den Knochen. Dabei ist es nicht geblieben. Besonders kleine Hersteller haben es schwer. Anfang des Jahres meldete zum Beispiel die Höchster Porzellanmanufaktur, 1746 gegründet, Insolvenz an. Meissen, deutsches Flaggschiff in Sachen Porzellan, will von 2020 an schwarze Zahlen schreiben, die Verluste in den Jahren 2014, 2015 und 2016 beliefen sich allerdings jeweils auf Beträge in zweistelliger Millionenhöhe. Zuletzt musste sich das Unternehmen

22 Millionen Euro vom Land Sachsen leihen, dem alleinigen Gesellschafter der Manufaktur. Auch KPM macht noch immer Verluste, bei einem Umsatz von zwölf Millionen Euro im vergangenen Jahr. „Alle haben zu kämpfen“, sagt auch Bernd Lietke. „Die Staatlichen haben es vielleicht ein bisschen einfacher, aber sie haben es zugleich auch schwerer als Private wie wir.“

Schwerer hat es KPM, weil eigenes Geld in dieses Stück Kulturgut fließt. Einfacher, immerhin, weil auch der Inhaber der Porzellan-Manufaktur, Jörg Woltmann, Bernd Lietke weitgehend freie Hand lässt.

Für den Geschäftsführer heißt das zunächst: reden, reden, reden. Das kann er gut, das geht sogar über Porzellan, wenn man für einen Moment mal die klassischen Service, die sie hier so haben, Kurland, Berlin, Urbino, außen vor lässt. Und auch die üppige Malerei, für die KPM ebenfalls noch immer steht. Man muss dafür von Jörg Woltmanns Büro mit den holzvertäfelten Wänden, den dicken Büchern, den kunstvollen Figuren in den Regalen und dem insgesamt ehrwürdigen Eindruck, ins Nebenzimmer laufen, dort, wo Bernd Lietke arbeitet. Es ist schockweiß. Glastisch, USM-Haller-Regale, an der Wand ein Kunstdruck: Friedrich der Große von Andy Warhol.

„Es ist nicht besonders innovativ, das Gleiche zu machen, was man 200 Jahre lang gemacht hat“, sagt Bernd Lietke. Also lässt er die Porzellanservice und die Malerei nun erst mal nebenherlaufen. Dass jüngere Kunden sich auf einmal für Porzellan interessieren und dann ein ganzes Service kaufen, ist illusorisch. Dieses Porzellan im ursprünglichen Sinne wird KPM nicht retten. Die Malerei schon gar nicht.

Bernd Lietke erklärt es, indem er von seinen 46 Jahren 13 abzieht und sich selbst in die Situation eines möglichen Kunden versetzt, eines Menschen, der vielleicht gutes Porzellan gebrauchen könnte, dem aber auch noch etliche andere Dinge fehlen, zum Beispiel ein Kinderwagen. „Ich war 33 Jahre alt, hatte ein Kind bekommen und wusste nicht, was ein Kinderwagen kostet. Dem ersten Kind gibt man alles.“ Zunächst stieß Lietke auf ein Modell aus Deutschland, 249 Euro. „Dann war ich bei Bugaboo, 900 Euro. Aber damit laufen alle rum.“ Bernd Lietke entschloss sich jedenfalls am Ende für ein Modell von MacLaren, „so ein Männerthema, da waren Kopfhörer dabei“.

Der Punkt ist: „Ich kaufe einmal im Leben einen Kinderwagen, vielleicht zweimal. Und wie oft kauft man neues Besteck?“ Bernd Lietke liefert die Antwort gleich mit: „1,4 Mal.“ Bei Porzellan ist es ähnlich. „Wir kommen also ganz kurz einmal in Kontakt mit einem möglichen Kunden, und dann sagt derjenige, der es verkauft, welche Marke wofür steht, und zu welchem Preis sie zu haben

Limitierte Edition: Mit Birkenstock hat KPM gerade eine kleine Serie Schlappen entworfen. Aber diese Schuhe gibt es nur einmal, sie gehören Bernd Lietke.



# CUP DER GUTEN HOFFNUNG

ist.“ Dibbern, Rosenthal, Villeroy & Boch – „und dann sehen sie den Teller von KPM, und der kostet fünf Mal so viel“. KPM ist gewissermaßen der Bugaboo unter den Tellern, wobei der soziale Druck, ein Porzellan der Marke zu besitzen, weitaus geringer sein wird. „Man hat keine Not“, sagt auch Bernd Lietke. „Man hat ja Gabeln und Teller im Schrank.“

Lietke, der zuvor bei WMF in Ulm Bestecke vermarktet und verkauft hat, sagt selbst, dass er nie mit Porzellan arbeiten wollte, und seine Bedenken scheinen berechtigt. Es könnte sogar von Vorteil sein, denn so behält er seine natürliche Distanz und sucht nach Alternativen. Das bedeutet nicht, dass KPM jetzt plötzlich anzufangen wird, Kinderwagen zu fertigen. Obwohl die vor kurzem lancierte limitierte Edition Schlappen in Zusammenarbeit mit Birkenstock solche Bemühungen durchaus nahelegen könnte. Stattdessen will Lietke aus der Not der To-go-Mentalität eine Tugend machen. Mit dem passenden Kaffeebecher für den Weg. Eben mit dem, was Fachleute, die sich damit beschäftigen, was andere Menschen haben wollen könnten, einen Einstieg in die Marke nennen.

Für Lietke ist das zum Beispiel die Currywurst-Schale in Kooperation mit der Kreuzberger Institution „Curry 36“ – natürlich aus Porzellan. Ein Zufall, dass sie überhaupt daran dachten, so etwas zu fertigen. KPM-Mitarbeiter aus Taiwan waren in Berlin zuvor begeistert von der Currywurst gewesen und hatten sie sich für ein Kundenevent in der Heimat gewünscht. Aus Pappschachteln sollte nicht gespachtelt werden, und so entstanden ein paar Dutzend Schalen für die Veranstaltung. Anschließend entschied man sich, es mit denen auch mal im Verkauf zu versuchen. „Fast Food hat man uns nicht zugetraut.“ Das war 2014. Die Schale ist bis heute ein Bestseller, gut 10.000 Stück sind es im Jahr, auch weil es ein gutes Geschenk ist.

„In dieser Richtung waren wir bislang nicht stark genug“, sagt Lietke, der auch das typische Ikea-Glas für 54 Cent hat umdeuten lassen, als KPM-Becher für Gin mit dem royalen Kurland-Muster für 69 Euro. „Es geht um gelebte Formen.“ Um Produkte, mit denen die Kunden kommunizieren, indem sie diese vielleicht verschenken und mit ihnen leben, und sich so, wer weiß, am Ende vielleicht auch längerfristig an KPM-Porzellan binden.

Ein Tischlicht, das der Berliner Designer Mark Braun für die Marke entworfen hat, soll nun daran anschließen. Es zu entwickeln hat Jahre gedauert. „Der erste Impuls kam von einem gemeinsamen Bekannten, dem ehemaligen Geschäftsführer von Arzberg Porzellan“, sagt Mark Braun. Bernd Lietke nahm den Kontakt auf, rief den Designer an und schlug ein Treffen vor. Lietke sagte: „Du stehst für etwas, das ich für die KPM noch nicht sehe. Aber gib mir Zeit.“ Es sollte kein neues Service werden, stattdessen etwas Emotionales. Auch so etwas fehlte KPM lange Zeit. „Etwas, das der Mensch selbst mitgestalten kann.“ Das Gefäß könne ein Behältnis für Schmuck sein, für dies und das, es könne ebenso ein Licht für den Tisch sein, hieß es im ersten Gespräch. „Ich dachte zunächst, ein Windlicht oder Tischlicht könnte mir zu klein sein“, sagt Mark Braun. „Aber es ist ja so, dass das Einfachste immer das Schwierigste ist.“ Das war vor drei Jahren.

Als das Licht, für das sich Mark Braun zum Teil von alten Arbeiten aus den vierziger und fünfziger Jahren hat inspirieren lassen, fertig war und Anfang Mai als eine Form mit verschiedenen Dekoren des Sonnensystems in den Handel ging, wurde es gleich in der ersten Woche 800 Mal verkauft – für KPM ist das viel. Mark Braun hätte neun verschiedene Formen machen können, für jeden Planeten eine, inklusive Pluto. „Aber das wäre nicht wirtschaftlich gewesen“, sagt der Designer. „Es bringt nichts, in Schönheit zu sterben.“

Der Designer fasst die Strategie dieses Unternehmens damit ganz gut zusammen. Bei KPM denkt man nicht mal sonderlich an Internationalisierung, weil man zunächst einmal die nationalen Kunden zurückgewinnen muss. Als Bernd Lietke im Unternehmen anfang, sagte er seinen Mitarbeitern: Ab Potsdam beginnt für Sie der Export.



Fast wie vor 250 Jahren: Manufaktur von KPM



Eine der wichtigsten Figuren: Prinzessinnengruppe von 1795

„Das war schrecklich, und es hat wehgetan, aber ich habe gesagt: ‚In München oder Zürich kennt die KPM niemand.‘ Auch deshalb eröffnen sie eigene Läden, wie zum Beispiel in Düsseldorf und Köln.“

Und andererseits, gerade weil die Marke so lange außerhalb von Berlin keine Rolle gespielt hat, könnte sie für eine junge Klientel spannend sein, die das Porzellan nicht aus den Schränken ihrer Eltern kennt und sich somit bewusst dafür entscheidet. Nachdem sie dann mal die Currywurstschale oder das Tischlicht geschenkt bekommen oder aus einem Gin-Becher getrunken hat. Die dann vielleicht sogar bereit ist, entsprechend mehr Geld für Porzellan zu zahlen, sofern – denn das wird zunehmend zum Argument



Ein Büro, weiß wie Porzellan: Bernd Lietke

in dieser Generation – die Produktionsbedingungen stimmen. Bernd Lietke ist der Manufaktur hier praktischerweise ganz nah. Von seinem Büro sind es wenige Schritte, alles ist auf 15.000 Quadratmetern untergebracht, in Berlin-Tiergarten, ein paar hundert Meter von der Siegestraße entfernt. „Das halten wir so wie vor 250 Jahren“, sagt er. „Wir wissen, dass wir morgen Geld verdienen könnten, wenn wir hier alles zumachen, ein tolles KPM-Hotel hinsetzen und nach Osteuropa zum Produzieren gehen. Jeder Berater hat uns das schon dreimal geraten. Aber damit würden wir ein großes Stück aus dem Puzzle nehmen. Was hebt uns dann noch ab?“

Denn ohne die Geschichte der Marke wird es nicht gehen, ohne das „Königliche“ in KPM, das in die Zeit von Friedrich dem Großen zurückreicht, der sie 1763 ins Leben rief. Bis zur Abdankung Wilhelms II. im Jahr 1918 blieb die Manufaktur im Besitz der jeweiligen Könige und Kaiser, es waren insgesamt sieben. Jeder hatte sein eigenes Porzellan. Dann übernahm der Staat, und es folgte der radikale Bruch mit dem Königlichen. Bernd Lietke sagt, zwischen 1920 und 1950 sei KPM so etwas wie das Apple der Branche gewesen. In jedem Fall war es eine Abkehr vom floralen Dekor hin zu weißem Porzellan. Interessanterweise geht das vor allem auf zwei Frauen zurück: Marguerite Friedlaender entwarf 1930 die Hallesche-Form, das erste feine rein weiße Porzellan; und von Trude Petri kam im Jahr drauf, 1931, Urbino. Die Tasse dieser Serie steht im New Yorker Museum of Modern Art (MoMA). KPM verkauft Urbino noch heute.

Anders als Sachsen, das sich die Porzellanmanufaktur Meissen leistet, war man in Berlin irgendwann nicht mehr bereit, das Verlustgeschäft weiter zu finanzieren. Ein Konsortium um den Prinzen von Preußen nahm sich der KPM an, und als auch das an die Chinesen verkaufen wollte, trat Jörg Woltmann, Bankier und einer der reichsten Menschen des Landes, an sie heran. Das war 2006. Bevor KPM in fernöstliche Hand geriet, wollte er das Unternehmen übernehmen. Gut 40 Millionen Euro hat der 71 Jahre alte Geschäftsmann bislang investiert. Aber Bernd Lietke sagt, das Ende des Tunnels sei durchaus zu sehen. „Ich will, dass er für sein Investment belohnt wird. Wir sind nicht ewig weit weg vom finanziellen Ausgleich.“ Er spricht von zwei Jahren.

Bis dahin gehe es darum, die Prioritäten richtig zu setzen, die Mitarbeiter entsprechend zu instruieren. Die Prinzessinnengruppe ist ein schönes Beispiel. „Eine unserer wichtigsten Figurengruppen.“ Zwei Prinzessinnen, Arm in Arm in langen Gewändern, 23.000 Euro. Der Entwurf von Johann Gottfried Schadow stammt aus dem Jahr 1795, zu sehen sind die preußische Kronprinzessin und spätere Königin Luise und ihre Schwester Friederike.

Von den Gin-Bechern und Windlichtern könnten die zwei Prinzessinnen nicht weiter entfernt sein. „Wenn die jemand kauft, dann ist das für die Firma etwas ganz Besonderes“, sagt Lietke. „Die Mentalität bislang war: In so einem Moment wird der Ofen leer geräumt, dann wird nur die Prinzessinnengruppe gebrannt, denn wir haben einen Kunden! Das finde ich schön und menschlich. Aber es wird die Firma nicht am Leben halten.“ Es bringt nichts, in Schönheit zu sterben. „Wir müssen lernen zu sagen: Lieber Kunde, wir produzieren die Prinzessinnengruppe nur einmal im Jahr. Man kann sich eintragen und bekommt sie dann geliefert.“

Nachdem die Marke also allmählich im Alltag von Menschen ankommt, die mit ihrem Porzellan leben wollen, müssen auch die internen Strukturen angepasst werden. „Dass die Mitarbeiter mitziehen, ist gerade die größte Aufgabe“, sagt Lietke. Es geht ihm darum, dass sie seine Berlin-Tasse, die es längst farblich codiert für jeden Bezirk gibt, öfter produzieren, denn da flammt wieder das Wort Geschenkartikel auf. Braucht jeder hin und wieder, auch die Ikea-Fraktion. „Damit haben wir Stückzahlen, die wir so noch nicht hatten.“

Als Bernd Lietke sich später in der Manufaktur für das Foto bereitstellt, deutet er auf einen Wagen mit ein paar Dutzend Berlin-Tassen. Früher sei das die gesamte Produktion eines Jahres gewesen. Heute stehen um diesen Wagen herum erliche weitere, allesamt beladen mit diesen Tassen. Und das sind noch nicht mal jene To-go-Becher, mit denen es hier bald losgehen soll. In Weiß, in Schwarz. „Herr Woltmann hat sich auch schon einen reserviert.“ Sein Becher sei dunkelgrün, wie die Ausstattung seines Autos. „Und mit goldenen Lettern: JW.“ Auch er sei mit der To-go-Haltung mehr als einverstanden. Denn sie gehen weiter, um zu bleiben. ◀

Im Parco Archeologico della Neapolis befinden sich die Überreste des antiken Syrakus – wie das Teatro Greco, das im sechsten Jahrhundert vor Christus erbaut wurde und schon damals Platz für 15.000 Besucher bot. Heute finden hier jeden Sommer Konzerte und Theateraufführungen statt.



Bei Caseificio Borderi stehen die Leute in Syrakus mittags bis zu einer Stunde Schlange – weil nirgendwo die Panini mit mehr Pathos und Zutaten belegt sind. Das können auch mal sechs verschiedene Käsesorten auf einer Höhe von zwölf Zentimetern sein.



# Grüße aus



Die Stadt auf Sizilien vereint Geschichte und Gegenwart auf sinnliche Art.

Von Julia Stelzner



Penne, Aubergine, Tomatensauce, gesalzener Ricotta, Basilikum, basta. Das beste Pastagericht Siziliens, speziell der Ostküste, ist ein Klassiker der italienischen Cucina. Bei „Carnezeria“ im Herzen Ortigias hat die Sauce einen Hauch getrockneter Minze. Der Fenchel für den Salat kommt frisch vom Markt.

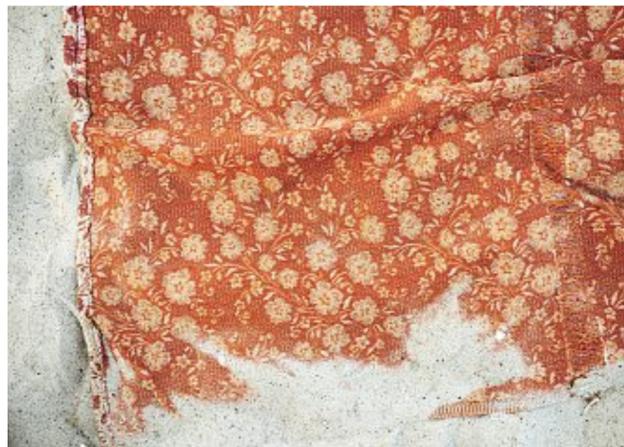


Wenn Pistazien, dann aus Sizilien. Genauer gesagt aus Bronte in der Nähe des Ätna, wo sie wegen des vulkanischen Bodens besonders gut gedeihen. Deshalb am besten auf dem Fisch- und Gemüsemarkt von Ortigia großzügig zugreifen und noch zu Hause davon zehren.

Laut Homer soll die Göttin Artemis auf der Insel Ortigia, dem historischen Zentrum der Stadt, geboren worden sein – ihr Zwillingbruder Apollon dagegen in Didim in der Türkei. Trotzdem wurde ihm auf Ortigia im sechsten Jahrhundert vor Christus ein Tempel gewidmet und nicht ihr. Ein paar dorische Säulen sind davon geblieben.



Wie eine Kirche sieht die Basilica Santuario Madonna delle Lacrime nicht aus. Die Pilger erkennen die größte Wallfahrtskirche Siziliens aber allemal. Eine Madonnenstatue soll dort über das Leid einer todkranken Frau Tränen vergossen und sie geheilt haben. Deshalb hoffen auch die Pilger auf Erlösung von ihren Leiden.



# Um die Decke gedacht

In der Sowjetunion herrschte Mangelwirtschaft. Aber nie gab es zu wenige Tagesdecken – bis heute nicht, wie man am Strand von Odessa sieht.

Von Svetlana Svirko, Fotos Axel Schön

Es gibt Dinge, ohne die der Mensch sich sein Leben heute nicht mehr vorstellen kann. Computer, Smartphone, Auto, Thermowäsche, Teflonpfanne, Medikamente als Brausetabletten. Und vieles mehr. Man nimmt sie eigentlich nur noch wahr, wenn sie nicht funktionieren. Andere Dinge haben musealen Wert, sie sind wertvoll oder selten. Man benutzt sie nicht, sie sind eine Wertanlage.

Und dann gibt es noch die seltsamen Dinge, die schon länger aus der Mode sind. Nur kann man sich nicht überwinden, sie wegzurufen. Man stößt auf solch ein Ding und denkt: „Das liegt jetzt schon so lange unbenutzt herum.“ Man dreht und wendet es und legt es dann doch wieder zurück in den Schrank, mit dem Vorsatz: „Ich werfe es irgendwann weg, dann aber wirklich.“ So verschwindet das nutzlose Ding wieder, bis man das nächste Mal umzieht oder mal wieder ausmistet.

Ein solches Schicksal widerfuhr wohl auch diesem sonderbaren Textil namens „Tagesdecke Gobelin“. Oder anders: Tagesdecke, Made in USSR.

Millionenfach wurden die Decken aus festem, farbigem Garn produziert. Kräftig wie der Händedruck Leonid Breschnevs, bedeckten sie die Betten der Sowjetmenschen der siebziger und achtziger Jahre. Das Familienleben war damals spartanisch und einfach. Meist spielte es sich im einzigen Zimmer in einer Kommunalwohnung ab: schlafen, essen, leben, Kinder zeugen. Ein eigenes Schlafzimmer? Das war ein unvorstellbarer Luxus für Sowjetmenschen. Nur selten hatte man die Möglichkeit, sich auf einem großen, breiten Bett mit blütenweißem Bettzeug auszustrecken. Das war eine fremde Vorstellung aus der fernen Film- und Märchenwelt. Oder gleich aus der des Klassenfeinds.

Ein Morgenritual des sowjetischen Normalbürgers war das ordentliche Beziehen des Betts mit der dicken und rüschtigen Tagesdecke. Ein ungemachtes, unordentliches Bett gehörte zu den täglichen Sünden der Kinder, wie versäumte Schulaufgaben, zerschlagenes Porzellan oder der nicht gefütterte Kater. Die Erwachsenen machten ihr Bett meist ordentlich und pedantisch korrekt, schließlich hatten damals statistisch gesehen so gut wie alle die für ihre Strenge berüchtigten Kinderheime oder Internate durchlaufen oder den Dienst in der Armee. Und auch außerhalb der staatlichen Einrichtungen war die Erziehung in der Zeit oft von unbarmherziger Strenge geprägt.

Die Textilindustrie hatte zur Sowjetzeit stets für den Binnenmarkt gearbeitet. Sie musste keine Konkurrenz durch Importe fürchten, und ungeachtet der herrschenden Mangelwirtschaft gab es nie einen Mangel an Tagesdecken. Aus irgendeinem Grund waren stets genug für alle da.

1991 war das letzte Jahr, in dem die Produktion einen geringfügigen Zuwachs verzeichnete. In den Folgejahren ging sie schnell zurück, etwa um zwei Drittel, und auf dem Niveau stagnierte sie bis 2007, mit geringen Schwankungen. Schlimmer traf es die übrige Textilindustrie mit ihren gigantischen vollseigenen Betrieben, der unflexiblen Technik, den riesigen Hallen, denen schon die Heiz- und Stromkosten schnell den Garaus machten.

Weil die Produktionskosten mit den Grundstückspreisen in den Metropolen stiegen, mussten 2003 so gut wie alle Textilfabriken in St. Petersburg und ein Großteil der Moskauer Fabriken schließen. Die frei gewordenen Gewerbeflächen wurden umgewidmet in Lager oder in besseren Fällen in Einkaufszentren und Restaurants. Allein Iwanowo, einst das Zentrum der





## Um die Decke gedacht

sowjetischen Textilindustrie, hielt länger durch. Die Kleinbetriebe stecken heute in ersten Schwierigkeiten, weil sie nicht konkurrenzfähig sind – die Asiaten produzieren billiger. Dabei war die Qualität der russischen Textilien immer der billigen chinesischen Ware voraus.

Auf dem Binnenmarkt lag der Anteil aus heimischer Produktion zuletzt bei nur noch knapp einem Drittel. Eine genauere Bestimmung des Anteils ist schwierig, wegen der vielen Grauintporte. Das einzige verbliebene Segment der Textilbranche, das noch konkurrenzfähig ist: die Fertigung von „Spezialkleidung“, namentlich Uniformen, beauftragt und finanziert vom Verteidigungsministerium.

Die russischen Hersteller können ihre Unternehmen wegen schmerzhafter Kapitaldefizite nicht modernisieren. Und die Nachfrage der Verbraucher sinkt, bedingt durch die Wirtschaftskrise. Die Indizes der Verbraucherszufriedenheit und des allgemeinen Geschäftsklimas sanken in den vergangenen zwei Jahren auf ein Rekordtief. Die Prognosen sind verheerend, besonders für die Textilindustrie.

Leichte Hoffnung schöpft man durch die Importsubstitution, indem man also Güter im eigenen Land produziert statt sie zu importieren. Leider sind viele Betriebe aber darauf nicht eingestellt, weil sie nicht mehr genügend Kapazitäten haben und Produktionsmittel fehlen, von den Rohstoffen bis zu den Produktionsanlagen. Der schwächelnde Rubelkurs verschärft die Situation noch. Fachleute sehen daher keinen Sinn in der grundlegenden Neubelebung der Textilindustrie. Sie empfehlen, Textilien aus der Volksrepublik China zu beziehen, so wie es die halbe Welt längst macht, oder die Produktion gleich dorthin zu verlagern.

Es scheint also, als müsste man sich von den lieb gewonnenen farbenfrohen Mustern

verabschieden. Wer wird sich schon an sie erinnern angesichts der Überschwemmung des Markts mit Billigware? Wer will die Modernisierung aufhalten? Die grafischen Muster und Ornamente, die schön schlichten Zeichnungen, die Flecken vom Kompott, die vom Kater herausgerissenen Fäden – alles Vergangenheit. War's das?

Nein, das war noch nicht das Ende der Geschichte. Absurderweise taucht das einfache Textil nun unerwartet an Orten auf, an denen wir es zuallerletzt vermutet hätten. Axel Schön, ein deutscher Fotograf, hat es entdeckt, im August 2017, am heißen Strand von Odessa: ein Meer von farbigen und gemusterten Tüchern im Sand.

Sie wirken wie fremdartige Leinwände eines verschwundenen russischen Gauguin aus einer anderen Zeit, wie seine schwungvoll in den Sand geworfenen Meisterwerke. Auf den so grellen wie gemütlichen Decken sitzen nachdenkliche alte Männer, sonnen sich erhitzte junge Paare, krakeelt ein junger Nackedei und versammelt sich bierseliges Partyvolk. Winzige Fersen trampeln auf blauen und roten Mustern, Mütter schüttern den Sand vom Laken und lassen das Familienerbstück, Babuschkas Bettüberwurf, im Wind flattern.

Das gute, alte, einfache Leben! Wie sangen wir in einem Kinderlied, das in den Siebzigern und Achtzigern bekannt war:

„Lass es immer Sonne sein,  
Lass es immer Himmel geben,  
lass da immer eine Mutter sein,  
lass mich immer da sein!“

Im Russischen klingt das noch viel poetischer, voll kindlicher Unbeschwertheit und Naivität. Die Zeilen erfüllen heute noch manche Zeitgenossen der ehemaligen Sowjetunion mit Nostalgie. Genau wie die alten Tagesdecken so manche Kinder und Enkel der Sowjetzeit.



Schatten der Vergangenheit: Die Villa von Shiwa Ngandu steht seit 90 Jahren im Kampf mit der Natur.



Im Grünen: Wenn Pferde auf britischem Rasen in Afrika weiden, reichen die Gründe dafür tief in die britisch-sambische Geschichte zurück.

**E**in Blütenkelch, hoch wie ein Elefant. Die Tiere, die im Garten weiden: Pferde in Weiß, Braun, Schwarz. Alle Blumen der Savanne. Feuchte Düfte von Sand, Sumpf, Holz und Jahrhundertwende. Ein kleiner Schlachthof, unsichtbar, aber als leichte Duftnote im Hintergrund wahrzunehmen. Ein surrealer Ort.

Der Garten, das Haus, die Tiere verwirren den Sinn für die Zeit. Die bleichrote Villa: Jugendstil, Landhaus, arabische Torbögen. Die Landschaft muss viel älter sein als 100 Jahre. Prähistorisch vielleicht? Dafür spricht das ungezähmte Grün der weiten Berge, die man von dieser Anhöhe sieht. Das Fehlen von Häusern, Straßen und Leitungen. Der See, der verdächtig unberührt daliegt. Der See der Königlichen Krokodile, wie er hier heißt. Jurassic Park.

Der elefantenhohe Blütenkelch steht da, wo mal ein Schwimmbecken war. Verloren an die Natur. Die Fassade der Villa, vor der sich all die grüne und bunte Pracht ausbreitet, ist schon zu einem Drittel von orangefarbenen blühenden Ranken eingenommen.

Dieser Ort erinnert an die Jesuitenmissionen, die es im 16. Jahrhundert in Paraguay gab. Koordinierte Arbeit, weiße Führung. Oder an Indiana-Jones-Kulissen aus dem Computerspiel. Der Schatz der Inka. Einige hundert schwarze Kinder, Männer und Frauen leben hier im Dorf, sie gehen die Sandwege entlang, tragen Säcke voll Mais, Eimer mit Wasser, Schulranzen. Es gibt eine Autowerkstatt und eine Maismühle. Und es gibt den weißen Mann.

Charles Harvey ist an diesem Vormittag mit seinem weißen Allradwagen unterwegs, zwei – vermutlich – britische Jagdhunde, braun und schwarz, auf der Ladefläche. Der weiße Mann trägt beige und einen beigefarbenen Lederhut. *Very british*. Auch aus der Zeit gefallen.

Damit fing alles an, an diesem prähistorischen Kolonialort: mit dem modernen Willen zur Zeitlosigkeit. Shiwa Ngandu ist ein menschengemachtes Konstrukt, aber es ist mittlerweile so alt, dass es schon wieder ursprünglich zu nennen ist. Das ursprüngliche Afrika? Das wäre lächerlich. Das ursprüngliche Kolonialafrika?

Nicht lange nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, im Jahr 1920, begann der Bau. Einige hundert Männer und Frauen, arme Kleinbauern aus dem damaligen britischen Protektorat Nordrhodesien und wohl auch ehemalige Söldner der britischen, belgischen und deutschen Kriegstruppen, standen im Dienst der Bauherren. Es gab in dieser Gegend Wurzeln und Blätter, Lehm Boden, Sumpf und Wirtswarr; Straßen gab es nicht. Der nächste Bahnhof war mehr als 600 Kilometer entfernt. Schwarze Männer trugen in der Hitze britische Massivholzmöbel und 6000 alte Bücher von Bahnhöfen und dem Meereshafen Daresalam hierher. Man muss es sich vorstellen wie den Opernbau im Regenwald in „Fitzcarraldo“.

Enormer Wille stand hinter dem Projekt. Es war der Wille von Charles Harveys Großvater: Sir Stewart Gore-Browne, geboren 1883 in London.

Sir Stewart hatte eine schwierige Mutter, wie die Dokumente der Familie überliefern, sie hieß Helenor. Von ihr trieb es ihn allzeit weg. Er liebte von Herzen, bis zu seinem Tod in Sambia 1967, seine Tante Ethel. Sie blieb kinderlos und ließ mit ihrem Gatten, Hugh Lock King, in England Autorennbahnen errichten. Und sie gab Stewart, was er brauchte: Geld. Für den Transport der Bücher und Möbel und Erbstücke in die subtropischen Wälder. Für die Produktion von Backsteinen an einem Ort, an dem diese noch nicht erfunden waren. Für Zitronen und Eukalyptus für die Plantagen, die ihm vorschwebten. Tierzucht. Dachziegel. Die Kapelle. Es war ein auch für den kolonial- und kriegserfahrenen britischen Landadel wirklich abenteuerliches Projekt.

Zur Zeit ist alles beim Alten. Charles Harvey ist Landwirt. Er züchtet auf den Feldern Bratöl und Mehl, in Form von Soja und Mais. Was man eben braucht in einem der ärmsten Länder der Welt. Er schafft Arbeit für ein paar hundert Menschen. „Wir sind kein Sozialamt und keine Hilfsorganisation“, sagt er, „wenn jemand nicht arbeitet, wird er gefeuert.“ Die neue Mühle hat er mit einem Hilfskredit finanziert. Seither ist der Maispreis am Ort gestiegen, die Bauern profitieren davon, vor allem kriegen sie ihr Geld sofort und müssen nicht mehr tagelang auf Märkte fahren, auf denen es ein paar Kwachas mehr gäbe. Die Menschen hier lieben Harvey, so wie sie seine Eltern und Großeltern schätzten. „Es wäre eine Illusion zu denken“, sagt er, „man könnte hier gegen die örtliche Gemeinschaft wirtschaften.“

Er will das auch nicht. Das war ja die Idee, von Anfang an, die Idee seines Großvaters. Den Menschen zu helfen.

# An einem Ort vor unserer Zeit

In einer britischen Kolonial-Villa in Sambia träumen Schwarz und Weiß nach wie vor von einer besseren Welt.

Von Jan Grossarth  
Fotos Frank Röth

Aber ja, auch das: das alte, aristokratische Europa fortleben zu lassen. Damit war im Sommer 1918 Schluss. Unwiederbringlich.

Sir Stewart hatte eine schwierige Mutter, aber zum Sozialdemokraten oder kommunistischen Rebellen wurde er deswegen nicht. Er sah das Patriziatum untergehen. Er wollte Patrizier bleiben. Er wünschte zweierlei. Einen angemessenen Landsitz, dafür reichte das Geld nicht in Großbritannien. Er wollte aber auch ein echter Landadeliger sein, mit einigen hundert Untertanen, die ihn fürchteten und liebten. Der menschenfreundliche Sonnenkönig. Um Handel und Profite ging es ihm nicht, er war kein Kolonialist, er setzte sich später, in den fünfziger Jahren, gegen Apartheids-Ideen ein und für die Unabhängigkeit Sambias von England. Mit Shiwa Ngandu verdiente niemals ein Mitglied der Familie Geld. Das Unternehmen kämpft bis heute um die Existenz.

Zwischen Großwildjagd, politischen Gesprächen in der 700 Kilometer entfernten Hauptstadt Lusaka und der Zitronenernte saß der alte Sir dann also in der alten Bibliothek. Sie steht heute so wie damals, unverändert. Es geht eine Treppe hinauf, an den Wänden hängen schwarzweiße Fotos der Ahnen, der drei Generationen, die hier groß wurden, Zebras legten, Shakespeare lasen und Malaria-mücken fürchteten – und die hier starben, eine Generation auch gewaltsam.

Links um die Ecke, ein weiterer Flur mit offenen Torbögen zum Innenhof hin. Jagdtrophäen, afrikanische Kunst aus Holz, Metall und Elfenbein. Auf dem Tisch der Bibliothek liegt ein altes Jagdmagazin, sonst gibt es überwiegend Bücher von 1880 bis 1930. Säbel von den Vorfahren, ein afghanischer Kampfhelm, Gewehre aus neuseeländischen Gefechten der Vorfahren, 100 Jahre alte Imitate griechischer Götterbüsten aus Eisen, ein schlafender Jagdhund unter dem Mahagoni-Tisch. Auf dem Balkon: ein Ausblick auf weiten Rasen, sechs grasende Pferde, hinten der Königliche Krokodilsee.

An einem Ort von derartiger Zeitlosigkeit ändern sich auch die Werte und Ideen nicht. Weit mehr als ein Jahrhundert ist der Soja-Bauer Charles Harvey von der europäischen Sozialstaats-Idee entfernt. „In Europa bekommen die Leute Geld, ohne etwas zu leisten“, sagt er. „Das ist für mich undenkbar. Mein Großvater sagte immer: fördern und fordern. Wir leiten die Leute an, etwas zu leisten, es besser zu machen.“ In Deutschland war er einmal, in Köln zur Jagdmesse. Es war Karneval. Er fühlte sich so unwohl wie ein Zebra auf der Jagd.

Im Jahr 1902 schon, er war 19 Jahre alt, fand der Großvater Gefallen an der Melodie Afrikas. Sir Stewart Gore-Browne war in Südafrika stationiert, im Burenkrieg. Aber seine geliebte Tante vergaß er nicht. Er schrieb an Ethel lange Briefe aus Südafrika, und er erzählte ihr von Südafrika. Dann ging sein Leben, am Abgrund der alten Zeit, wie ein Pingpong-Spiel zwischen den Kontinenten weiter. Der eine versank in der Dunkelheit, der andere wurde mit in die Tiefe gerissen, aber auf andere Weise.



Zeichen der Zukunft: Der Ertrag der Sojaernte hilft Charles Harvey bei seinem Vorhaben, das Anwesen zu renovieren.



Wenn der Hund döst, ist Shakespeare nicht weit: Hunderte Jahre Weltliteratur wurden einst für die Bibliothek der Villa durch subtropische Urwälder geschleppt.



Warten, was wird: Das Wohnhaus in Shiwa Ngandu birgt auch Skulpturen wie diesen nackten Jüngling im Kaminzimmer.

## An einem Ort vor unserer Zeit

Schon lange vor dem Krieg, 1904, bekam Stewart, wieder in England, zum 21. Geburtstag ein Auto geschenkt. Er fuhr durch ganz Europa. 1911 war er zurück in Afrika, in Ndola, arbeitete beim rhodesischen Grenzschutz. Drei Jahre später kam er erstmals an den Ort, an dem er als alter Mann einmal sterben wollte. Shiwa Ngandu. „Er verliebte sich in den See und die wundervollen Hügel, die ihn umgaben“, steht in der Familienchronik. Hier gab es kein Haus und keine Straße; nur den See der Königlichen Krokodile. Sein Weg von Ndola führte ihn aber bald weiter nach Daressalam, an den Seehafen. Zu der Zeit, als sein Dampfschiff das französische Calais erreichte, begann der Erste Weltkrieg. Er erlebte ihn als Soldat; wo genau, ist nicht überliefert.

In diesen Jahren wurde Shiwa Ngandu für ihn noch stärker zum utopischen Traum. Sir Stewart träumte nicht mehr nur vom Fortleben der alten, sondern auch von einer besseren Welt in Afrika. Er schrieb seiner Tante Briefe davon, immer wieder.

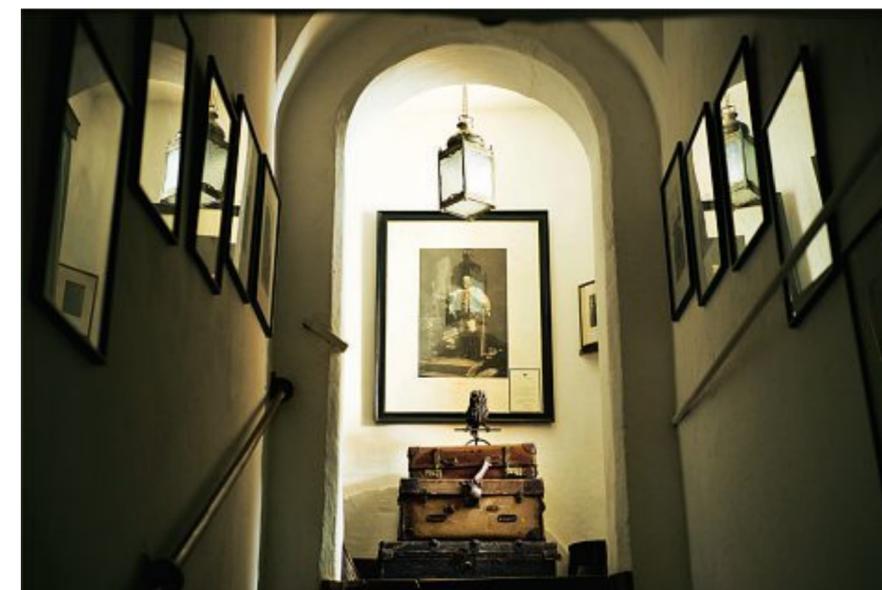
Zwei Jahre nach Kriegsende, 1920, war er als britischer Soldat am Rhein stationiert. Im selben Jahr kehrte er mit Hab und Gut und einem Vermögen seiner Tante nach Shiwa Ngandu zurück. Acht Jahre später war die erste Etage des Hauses, wie es heute steht, fertig, 1933 die zweite, im Jahr 1934 dann auch die Kapelle an der Seite der Villa. In der Kapelle gibt es niederländische Kunst aus dem 19. Jahrhundert und türkische Keramikarbeiten; niemand weiß bis heute, wie sie da hinkamen. Das Gebet war ihm wichtig, die Landschaft war ihm heilig.

Aber dieser Ort verkörpert nicht nur die Sehnsucht nach Harmonie mit der Natur, sondern auch das Klischee vom Kampf gegen die Natur, von afrikanischer Wildnis; vielleicht auch die ewige Ahnung vom Scheitern des weißen Manns.

Charles Harvey kämpft seit 20 Jahren. So lange etwa wirtschaftet und wohnt er im Lebenswerk seines Großvaters. 370.000 Dollar habe er allein im vergangenen Jahr in den Erhalt des Anwesens gesteckt, sagt er. Das Dach war marode. Der Garten ist aufwendig zu erhalten. Einige Gärtner und Hausangestellte arbeiten daran, doch die Natur hat schon Land gewonnen, auf Kosten des Rasens.

Außer der Villa stehen in dem utopischen Kolonialdorf ringum backsteinerne Arbeiterhäuschen aus den dreißiger Jahren. 1,4 Millionen Dollar habe er in den vergangenen zehn Jahren in das Anwesen gepumpt, sagt Harvey. Der Turm der Villa ist brüchig, er hat schon mehrere Erdbeben überstanden. Die Einnahmen kommen von 210 Hektar Landwirtschaft, aber vor allem von Gästen für die Großwildjagd, Übernachtungsgästen (400 Dollar pro Nacht), dem Eintrittsgeld der selten in Erscheinung tretenden Tagesbesucher und gelegentlichen Großevents – im vergangenen Jahr gab es eine britische Hochzeit.

Sir Stewart Gore-Browne begann nach dem Krieg mit dem, was wichtig war nach einem Krieg: der Speiseölproduktion. Sein Bruder Robert und seine Schwägerin Margarete halfen, aber 1924 gingen sie wieder, im Streit. Stewart galt als schwierig, uneingeschränkt harmonisierte er nur mit seiner liebsten Tante. Auch die Böden in Sambias Nordprovinz waren schwierig, sauer. Gemeinsam hatten sie gepflanzt, was dort wächst, Eukalyptus, Zitronen und Orangen. Sie blieben, bis eine Pflanzenepidemie die Zitrusbäume in den fünfziger Jahren hinwegraffte. Im Jahr 1927, im Alter von 44 Jahren, heiratete Sir Stewart



Aufgang in die Geschichte: Im Treppenhaus wird die Vergangenheit von Shiwa Ngandu lebendig.

während eines England-Aufenthalts die 19 Jahre alte Lorna Grace, im Juni gingen sie nach Shiwa Ngandu. Die Töchter Lorna Katherina und Angela kamen zur Welt, 1929 und 1931. Die junge Mutter Lorna wurde depressiv. 1934 kam, in größter Not, die geliebte Tante Ethel, sie wollte helfen. Lorna stellte sich auf eigene Beine. Sie studierte und arbeitete als Pathologin in Lusaka. Ihre Töchter studierten in Südafrika, Stewart engagierte sich immer stärker politisch. Jeder hatte sein Leben. Sir Stewart beriet von Mitte der fünfziger Jahre an die Independence Party,



1964 wurde Sambia unabhängig. Staatspräsident Kenneth Kaunda ging ein und aus, sie waren Freunde. Die Unabhängigkeit war Stewarts Lebenssthema, sie verband ihn mit der Wildnis. Er wurde Staatsbürger Sambias und bekam, als einziger Weißer, ein Staatsbegräbnis.

Auch die Fotos von Kaunda und Stewart, neben vielen Jagdmotiven in Schwarzweiß, hängen heute noch an den Wänden. Unten am Sandweg steht noch die alte Dampfmaschine, die laut Erinnerungstafel 1912 aus einer Gummifabrik kam, 1914 den Sambesi überquerte und hier treue Dienste leistete. Eine Tochter der Gründer, Lorna Katherina, heiratete den britischen Offizier John Harvey. Er arbeitete in den Minen des Kupfergürtels. Das

Paar bekam die Kinder Charles und Penelope, später noch Mark und David. Charles ist der Mann, der heute alles am Laufen hält.

John und Lorna lebten hier und auf ihrer neu erworbenen Chisamba Farm, in den ertragreichen Agrargründen Zentral-Sambias, nahe der Hauptstadt. Sie begannen auch an den Tourismus zu denken. Sie gründeten eine Lodge bei den heißen Quellen, die es nahe Shiwa Ngandu gibt. Im Mai 1992 wurden beide ermordet, mutmaßlich von nationalistischen Terroristen. Nicht in Shiwa Ngandu, sondern in ihrem Chisamba Farm House. Die Täter wurden gefasst; die Motive blieben unklar.

Lorna wurde 63 Jahre alt, John 67. Sie wurden neben Stewart beerdigt. Er war im August 1967 nach mehreren Lungenentzündungen im Alter von 84 Jahren gestorben. Sie haben ein Grab mit Seeblick.

Sambia hat nie einen Krieg erlebt. Die Bluttat ist Charles' Lebenstrauma. Shiwa Ngandu verfiel. Neun Jahre lang gewannen Büsche, Bäume und Wildtiere Raum. Charles, der in Chisamba lebte, zog erst 2001 nach Shiwa Ngandu, das er vollständig von den anderen Erben erwarb. Man braucht vielleicht ein gewisses Alter, um diese Form der Freiheit und Einsamkeit zu schätzen.

Heute versorgt das Bauerndorf mit seinem weit und breit einzigartigen Schlachthof und einer kleinen Molkerei den gesamten Großraum mit Rindfleisch, Lamm, Schwein und Milch. Die Produkte werden nach Mpika verkauft, nach Chimsali. Das reicht zum Überleben.

Eine Utopie braucht aber mehr, die symbolische Architektur. Damit all das erhalten werden kann, sind Männer mit Freiheitsdrang nötig, Weiße, Chinesen, Araber, Afrikaner. Sie lassen ein paar tausend Euro für einen einsamen Jagdurlaub hier, mit Zebras, Wasserbüffeln, Pavianen, Buschböcken, Antilopen. Unsere Freiheit ist blutig erkaufte, ein britischer Patrizier aus dem 19. Jahrhundert weiß das. Und hält an seinen Idealen fest. Charles Harveys Kinder leben als Architekt und als PR-Beraterin in Lusaka. Sie sind noch zu jung für die Einsamkeit. Hoffentlich kommen am Ende nicht einfach irgendwelche Milliardäre; das wäre das Ende der besseren Welt.



In den Gärten: Der uralte Traktor mit Eisenrädern ruht.



An der Quelle: Wasser ist zum Glück genug vorhanden.



Vor der Mühle: Das Meismehl bringt Bauern höhere Einkommen.



Gefasst, ernst, entschlossen: Nelson Mandela kurz nach seiner Freilassung im Februar 1990

# MADIBA

Am 18. Juli 1918, vor 100 Jahren, wurde Nelson Mandela geboren. Unser Autor, einst Afrika-Korrespondent dieser Zeitung, hat ihn oft erlebt. Hier erinnert er sich an Begegnungen mit dem Freiheitskämpfer.

Von Robert von Lucius  
(Text und Fotos)



Nicht nur Friedensbote: Mandela mit geballter Faust

Die erste Begegnung hat mich am meisten beeindruckt. Plötzlich wurde aus der Vorstellung, über die man fast täglich sprach oder schrieb, ein wirklicher Mensch. Der Afrikanische Nationalkongress (ANC) hatte uns Journalisten zu einem ersten Treffen in die Residenz von Desmond Tutu geladen, dem anglikanischen Erzbischof von Kapstadt. Im Park der Residenz herrschte an dem Tag, dem 12. Februar 1990, glorreiches Wetter. Nelson Mandela kam Hand in Hand mit seiner Frau Winnie einen Hang herab auf uns zu, würdevoll. Bei ihm passte dieser Begriff, ja, er verkörperte geradezu Würde.

Nelson Mandela war 27 Jahre lang in Haft gewesen, abgeschnitten von der Außenwelt, nur in den letzten Jahren seiner politischen Gefangenschaft mit freiem Zugang zu Rundfunk, Fernsehen und Zeitungen. Aber er war weder verhärtet noch weltfremd. Im Garten des Friedensnobelpreisträgers antwortete er so konkret wie charmant. Er freute sich, sagte er, die Journalisten nun auch zu sehen, die er seit langem gelesen oder gehört habe, und dankte ihnen, weil sie in den Jahren der Zensur dem Befreiungskampf eine Stimme gaben. Die Journalisten, die meisten abgehärtet, manche zynisch geworden in ihrem Beruf, waren begeistert von seinem Humor, seiner Selbstironie, seiner Abgeklärtheit.

Warum war er noch am Vortag so anders gewesen, als er kurz nach seiner Freilassung vom Balkon des Rathauses in Kapstadt zur Menschenmenge auf dem Platz redete? Da wirkte er hölzern und steif. Erst

später wurde klar, dass er dort eine Rede ablas, die ihm seine Partei, der ANC, vorgegeben hatte, dogmatisch und fordernd. Neben ihm stand dabei Cyril Ramaphosa, nun, seit Februar 2018, Nachnachsfolger Mandelas als südafrikanischer Präsident. Die marxistischen Untertöne führten damals zu einem Kurssturz an der südafrikanischen Börse, Milliarden gingen für die Anleger verloren. Wie konnten sie auch wissen, dass da nicht der wirkliche Mandela sprach, sondern der loyale Anhänger seiner Befreiungsbewegung.

Als Auslandskorrespondent dieser Zeitung in Johannesburg zwischen 1987 und 2001 sowie auf zahlreichen Reisen danach bin ich Nelson Mandela Dutzende Male begegnet, mal aus der Ferne, mal aus der Nähe. In den 32 Jahren als Redakteur und Korrespondent gab es keinen anderen Menschen, über den ich annähernd so oft schrieb wie über den Freiheitskämpfer, der in den Jahren seiner Haft und mehr noch danach zu einer Ikone der Menschheit wurde. Er bekam mehr Ehrungen als irgendjemand sonst. Und laut vielen Umfragen war er bekannter und beliebter als jeder andere lebende Mensch. Seit seinem Tod am 5. Dezember 2013 wird er von vielen verehrt wie ein Heiliger.

Seit seiner Inhaftierung 1964 auf Robben Island gab es keine Fotos von Mandela. Deshalb schrieb ich nach seiner Freilassung nicht nur über ihn, sondern fotografierte ihn auch und das fast obsessiv. Dafür hatte man damals noch kein Handy und keine digitale Kleinbildkamera, sondern nur einen auffälligen Apparat, dessen Objektiv man immer wieder wechseln musste. So

gelangen nicht alle Aufnahmen, viele wackelten oder wurden durch das Gedrängel behindert, zum Beispiel als Fidel Castro und Yassir Arafat Mandela mit Bruderkuß umarmten. Die beiden kamen wie die meisten großen Gestalten aus der „Dritten Welt“ zu einer der vielen Konferenzen, die zwischen 1994 und 1999 in Südafrika stattfanden, der Blockfreienkonferenz etwa oder dem Commonwealth-Gipfel.

Ähnlich war das bei den vielen Staats- und Regierungsbesuchen. Von der englischen Königin über die norwegische Ministerpräsidentin bis zum deutschen Bundeskanzler kam so gut wie jeder nach Pretoria und Kapstadt. Sie alle wollten den großen Versöhner sehen und mit ihm fotografiert werden – Politiker, Wirtschaftsführer, Popstars. Mandela genoss es, Sänger und Schauspieler zu treffen. Bei Politikern war er zunehmend zurückhaltend. Dabei waren gerade sie begierig darauf, solche Fotos zu bekommen, zum Beispiel der niedersächsische Ministerpräsident Gerhard Schröder, der sich kurz vor seiner Kanzlerkandidatur vergebens um schöne Bilder mit Mandela bemühte.

Andere Polittouristen wurden herausgehoben. Mandela und der ANC wussten, wer ihnen in den Jahren der Unterdrückung mit Geld und Solidarität zur Seite gestanden hatte. Loyalität vergaß Mandela nicht, auch wenn er sich mit Castro, Arafat und später Robert Mugabe im Westen keine Freunde machte. Loyal war auch die norwegische Ministerpräsidentin Gro Harlem Brundtland gewesen, später Generaldirektorin der Weltgesundheitsorganisation. Sie

durfte Mandela auf die frühere Gefangenensinsel Robben Island begleiten und in den Steinbruch, in dem er viele Jahre lang Kalkstein hatte abbauen müssen. Durch dessen gleißendes Licht waren Mandelas Augen empfindlich geworden; Fotografen wurden strikt angehalten, ihn nie mit Blitzlicht zu fotografieren.

Bisweilen hatte ich das Glück, bei einigen historischen Momenten an der richtigen Stelle zu sein, manchmal sogar mit Kamera. So war ich 1999 zur Amtsübergabe von Mandela an seinen Nachfolger Thabo Mbeki nicht unter den Journalisten fernab auf Balkons im Unionsgebäude in Pretoria, sondern unter den geladenen Gästen mittendrin. Mbeki hatte erstaunlicherweise im Jahr 1986 ein Porträt in dieser Zeitung entdeckt und später nicht vergessen. Damals hatte ich ihn zu einem langen Gespräch getroffen, als er den ANC-Präsidenten Oliver Tambo nach Bonn begleitete. Die Zeitung hatte eine gewagte, aber weitsichtige Überschrift gewählt: „Wer kommt nach Mandela?“ Und das zu einem Zeitpunkt, als sich wenige Medien Gedanken machten, ob und wann Mandela aus der Haft frei und an die Macht kommen würde, geschweige denn, wer ihm folgen würde. Elf Jahre später war es so weit.

Journalisten pflegen ihrem Berichtsgegenstand nicht zu nahe zu kommen und achten auf äußeren und inneren Abstand. Bei Mandela war das anders. Mehrfach durfte ich mich als Gastgeber des Verbands der Auslandskorrespondenten um ihn kümmern und beim Bankett oder beim Arbeitsfrühstück neben ihm



Der heutige Präsident: mit Cyril Ramaphosa, Bloemfontein, 1994



Regierung und ANC-Führung: mit de Klerk, Kapstadt, Mai 1990



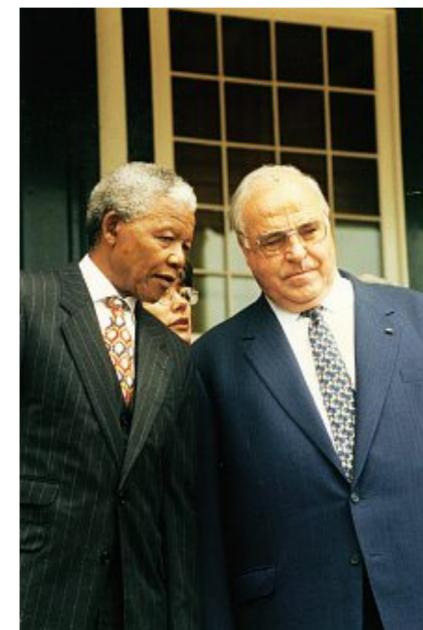
Erster Bonn-Besuch: mit Bundespräsident Weizsäcker, Mai 1990



Robben Island: mit Gro Harlem Brundtland, Februar 1996



Staatsbesuch: mit Königin Elisabeth II., Kapstadt, Mai 1995



Kanzlerbesuch: mit Helmut Kohl, Kapstadt, September 1995



Winnie Madikizela-Mandela (1988) und Graça Machel (2000)

sitzen. Ruhig sprechen konnte man natürlich kaum mit ihm. Auch am Tisch wurde er dauernd umlagert. Die einen wollten eine Frage loswerden, die anderen ihm etwas berichten oder gar ein Autogramm in seiner Autobiographie haben. Er war ein Umjubelter mit dem Hang zur Einsamkeit.

Eine Jahrhundertgestalt, hoch gewachsen, stattlich, mit grauen Haaren. Wenn er einen Raum betrat, standen alle auf. Das wurde nicht erwartet, nicht gefordert, das war einfach so. Mandelas Ausstrahlung beruhte nicht nur auf seinem Nimbus und seiner Geschichte, sondern auch auf einem Charisma, das sich selten bei Menschen zu spüren geglaubt habe, vielleicht noch beim Dalai Lama oder bei Yehudi Menuhin.

Dabei vermied es der Häuptlingssohn aus dem Ostkap mit einem untrüglichen Gespür für richtige Gesten am rechten Ort und einem Hang zum Starrsinn, nach außen Gefühle zu zeigen. Lieber machte er Witze und sagte zum Beispiel nach dem Ende seiner Amtszeit, er sei doch nur ein alternder Rentner.

Wenn er sprach, war es nicht sicher, wohin es ging. Würde er eine vorgegebene Standardrede halten? Würde er improvisieren, wie er es zum Schrecken seiner Berater bisweilen tat? Dabei wich er auch von Floskeln und Höflichkeiten ab. Als er eine Konferenz der Afrikanischen Rundfunkunion in Johannesburg eröffnete, griff er afrikanische Despoten an, die Presse- und Meinungsfreiheit unterdrückten. Er war distinktiert und höflich – konnte aber auch zuschlagen. Als er sich in den frühen neunziger Jahren bei den Verfassungs-

beratungen in Kempton Park von Präsident Frederik Willem de Klerk hintergangen fühlte, der seine Freilassung aus der Haft verfügt hatte, wurde der große Versöhner messerscharf. Jeder Zuhörer, auch von der damals noch regierenden Nationalpartei, erkannte den historischen Augenblick, und de Klerk lenkte ein.

Doch konnte „Madiba“ (so sein Clan-Name, nach dem die von ihm berühmten gemachten bunten Batik-Hemden benannt sind) auch ungewohnt sanft sein. Nur selten war er emotional, zum Beispiel, als er mit seiner dritten Frau Winnie mitgebrachte Unicef-Generalsekretärin Carol Bellamy zu einer Kinderveranstaltung im Market Theatre in Johannesburg begleitete. Wenn Kinder da waren, taute er auf. Einmal sagte er, in den 27 Jahren seiner Inhaftierung habe er das Lachen von Kindern am meisten vermisst. Zu Erwachsenen hingegen hielt er meist Distanz, wohl auch aus Selbstschutz.

Einem seiner Bewacher vergaß er nie, dass dieser gegen die Vorschriften wuschauerte und ihm so erlaubte, seine Enkelin, die seine damalige Frau Winnie mitgebracht hatte, in seinen Händen zu halten. Nicht nur politischer Klugheit und Weitsicht, sondern auch menschlichen Gesten mancher Gefängniswärter war es zu verdanken, dass Mandela die Buren und ihre afrikaanse Sprache achtete, auf Minderheitenrechte setzte und diese in der Verfassung absicherte. Ähnlich war das etwa bei sexuellen Minderheiten. Die südafrikanische Verfassung verbot als erste Verfassung der Welt in ihrer Grundrechts-Charta Diskriminierung aufgrund sexueller

Orientierung. Das beruhte auch darauf, dass ihm in den Jahren der Verfolgung ein schwuler jüdischer Künstler beim Untertauchen half. Jegliche Diskriminierung war Mandela zuwider. So wurden beim friedlichen Umbruch zwischen 1989 und 1994 nicht nur Schwarze und andere Nichtweiße befreit, sondern auch Frauen, die in der afrikaansen patriarchalischen Stammesverbänden rechtlich benachteiligt gewesen waren.

Die Mandela-Jahre waren für mich als Korrespondent Höhepunkt und Belastung



Modeschöpfer: Mandela mit Madiba-Hemd

zugleich. Gefährdungen gingen auch in den Jahren vor 1990 von der weißen Minderheitsregierung aus. Am Telefon, das abgehört wurde, vermieden meine Gesprächspartner und ich die Namen Mandela und ANC. Mehrmals musste ich bei Geburtstagsfeiern für Mandela oder Gesprächskreisen in Townships den Fotografen ausweichen, die offenkundig für den Geheimdienst aufnahmen und mich bemerkten, weil dort sonst kaum Weiße waren. Wir achteten in der Zeitung bei Berichten aus Südafrika stets auf eine farbenblinde Demokratie und die Achtung von Bürgerrechten, was manche in der Wirtschaft ärgerte. Belastend war in jenen Jahren auch, dass Reisen nur schwierig zu planen waren. Das Interesse an Mandela überschattete alles andere in Afrika. Am schlimmsten wäre es für einen Korrespondenten gewesen, bei der Ankündigung der Freilassung Mandelas oder gar bei dessen plötzlichem Tod im hintersten Kongo zu sein – in einer Zeit, in der es weder Mobiltelefon noch Internet gab.

So wurden die Jahre um 1994, als Nelson Mandela der erste frei gewählte Präsident und Südafrika zur bewunderten Regenbogennation wurde, zu einem Höhepunkt im Leben vieler. Auch Träume verblasen. Für den Mythos Mandela gilt das trotz mancher Schattenseiten nicht, auch nicht 100 Jahre nach seiner Geburt. Wann immer etwas anzumachen ist oder zu kritisieren, wird der Name Nelson Mandela beschworen. Auch die Generation, die ihn gar nicht mehr erlebte, nennt ihn weiter „Tata“. In Mandelas Muttersprache Xhosa bedeutet das „Vater“.

# CAMP

Der größte Campingplatz Europas liegt auf einer Landzunge vor Venedig. Die meisten der 12.000 Bewohner sind Deutsche.

*Text und Fotos  
Insa Hagemann und Stefan Finger*



Ansehen für Kaltes und Warmes. Am angrenzenden Strand versorgen bewegliche Imbisse die Urlauber mit dem Nötigsten.



Die Lockenwickler nennt sie „Klötze“: Nach dem Duschen nimmt Bärbel aus Nordrhein-Westfalen ein Sonnenbad.



Kein Urlaub vom Sport: Eine Rentnerin macht ihre täglichen Fitnessübungen im Freien an ihrem Campingwagen.

# CAMP



Spiegeln, Spiegeln in der Hand: Detlev rasiert sich in seinem Liegestuhl, und der Rückspiegel des Autos wird zum Beauty-Spiegel.

N° OP 82853 114  
BT1834  
RSX MAT 88 AN  
Fabriqué en France  
Made in France  
Garniture  
Padding  
80% Cotton  
Cotton  
85% Polyester  
Polyester

Support  
Support  
100% Polyéthylène  
Polyéthylène



Das Glück der Erde auf dem Rücken der Pferde: Die achtjährige Lina genießt ihr Eis auf einem der Spielplätze.



Im Radio läuft Heidi, als kleiner Gruß an die Berge, die Deutschland und Italien trennen: Mario führt jeden Abend mit seiner Lokomotive über den Campingplatz.

Leena und Mauri sitzen vor ihrem Zuhause. Ihr kleines Retrozelt mit dem runden Tischchen davor, mit einer Häkeldecke liebevoll arrangiert, fällt auf zwischen all den Wohnmobilen und Caravans. Fast puristisch wirkt die originalgetreue Campingausstattung der Siebziger im Vergleich zur Hightech-Ausrüstung ihrer Nachbarn. Heute feiern sie ihren 13. Hochzeitstag. Drei Tage waren sie dafür unterwegs, 2700 Kilometer von Helsinki bis an die Adria. „Wir kommen schon seit 30 Jahren hierher. Früher waren hier, wo wir jetzt sitzen, Sanddünen.“

Der Campingplatz Marina di Venezia feiert in diesem Jahr sein sechzigjähriges Bestehen. Es gibt bedruckte Tassen, Weinflaschen und Souvenirs mit dem Logo der Jubiläumsfeier. Ein Hauch von Nostalgie schwingt mit, wenn die Stammgäste von den Anfängen des Campingplatzes erzählen. Zwei Männer, ein Hund und eine Schranke, so sagt man sich, bewachten in den sechziger Jahren einen einfachen Pinienwald. Schnell wurde der Platz größer. In den siebziger Jahren gab es einen regelrechten Campingboom, und spätestens mit dem VW-Bulli war die Sehnsucht nach Bella Italia, Pizza, Pasta und Eis in der deutschen Campinggeschichte geboren. „Willkommen in unserer Welt“ begrüßt der Campingplatz die Gäste heute. „Unsere Welt“ –

das sind nicht mehr zwei Männer in einem Wald, sondern 80 Hektar Land, 12.000 Gäste und 500 Mitarbeiter. Eine künstliche Kleinstadt mitten in Italien, auf einer Landzunge direkt an der Mündung zu Venedig, genau dort, wo die Kreuzfahrtschiffe in die Lagunenstadt einfahren. Restaurants, Bars, Geschäfte, Eisdielen, Geldautomaten, Tierarzt, Supermarkt – alles da.

Und fast jeder hier spricht Deutsch. Denn von den 1,2 Millionen Übernachtungen pro Jahr entfallen mehr als die Hälfte auf Deutsche. „Fehlt nur noch das Bestattungsinstitut“, sagt ein deutscher Rentner ironisch, „dann muss man hier gar nicht mehr runter.“

Geistliche für die Bestattungen gäbe es schon. Seit mehr als 40 Jahren ist die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern mit ihrem Programm „Kirche unterwegs“ am Platz vertreten. Auch ihre Mitarbeiter schlafen in Wohnwagen. Die sonntäglichen Messen gestalten sie in kurzen Hosen und Sandalen. Mit ihrem niedrigrschwelligem Angebot, wie es so schön heißt, füllt sich die Kirche im Freien schnell. An diesem Sonntag finden sich 200 Gottesdienstbesucher ein. Belustigt verfolgen sie, wie sich Diakon Lothar Deeg in Batman verwandelt, um als Superheld über den Glauben und das Menschsein zu sprechen.

Pünktlich um zwölf Uhr sind auf der anderen Seite des Platzes Sirenen zu hören, laut wie in einem Dorf, wenn die Feuerwehr ihre Männer zum Dienst ruft. Wie Lemminge laufen die Schwimmbadbesucher zum großen Becken an der Ostseite des Aqua Marina Parks. Es gibt künstliche Wellen, obwohl das echte Meer nur ein paar Meter entfernt ist. Gleichmäßig wippen die Körper im Becken auf und ab, die Brandung läuft am Beckenufer langsam aus.

An windstillen Tagen kann die Adria da nicht mithalten. Das Mittelmeer mit dem 1,2 Kilometer langen und 200 Meter breiten Sandstrand ist nicht mehr genug an Attraktion. Der 15.000 Quadratmeter große Aquapark mit den zehn Becken ist das Highlight des Campingplatzes, neben dem künstlich geschaffenen Ortskern mit Restaurants, Bars und einer Bühne, auf der jeden Abend Animatoren für gute Urlaubs-laune im Einsatz sind. Karaoke, Wettkämpfe „Mann gegen Frau“ und Kinderdisco: All das zieht die Urlauber an. Jeden Tag ein anderes Programm, jeden Abend bis 23 Uhr ein anderes Highlight. Oder man dreht mit Marios kleiner Eisenbahn eine Runde. Mario ist einer der wenigen Angestellten, die kein Deutsch sprechen. Aber das ist auch nicht nötig. Die Kinder verstehen ihn auch so.

**EINCREMEN. SCHWIMMFLOSSEN AN DIE FÜSSE.**

# Der Sommer ist da

**In ganz Europa, dem Nahen Osten und Afrika**

Sparen Sie bis zu

## 25 %

Buchen Sie jetzt auf [Hilton.com/de](https://www.hilton.com/de)

# CAMP



\*Begrenzte Verfügbarkeit zum beworbenen Tarif. Angebot gilt vorbehaltlich Verfügbarkeit bei den teilnehmenden Hotels des Markenportfolios von Hilton in Europa, dem Nahen Osten und Afrika. Aufenthalt muss zwischen dem 5. Juni 2018 und dem 3. September 2018 gebucht werden. Das Angebot gilt für Aufenthalte an einem Wochenende im Zeitraum vom 8. Juni 2018 bis zum 7. Oktober 2018, außer wenn anders angegeben. Die Definition von Wochenende kann je nach Destination variieren. Zum Zeitpunkt der Buchung ist die Verkaufszahlung erforderlich. Zahlungen sind nicht erstattungsfähig. Es erfolgt bei Stornierung jedoch eine Erstattung in Höhe von 10 % der geleisteten Zahlungen. Ihnen steht in diesem Fall der Nachweis frei, dass Hilton kein oder ein wesentlich niedrigerer Schaden entstanden ist. Der Preisnachlass beträgt bis zu 15 % auf den besten verfügbaren Preis (BAP) und den besten verfügbaren Preis für Übernachtung und Frühstück und kann je nach Hotel variieren, dies gilt nicht für Hampton by Hilton™ Hotels, bei denen der Preisnachlass bis zu 10 % beträgt. Hilton Honors Mitglieder erhalten im Summer Sale zusätzlich 10 % Preisnachlass auf den besten verfügbaren Preis (BAP) und den besten verfügbaren Preis für Übernachtung und Frühstück, außer es handelt sich um Hampton by Hilton™ Hotels, bei denen der zusätzliche Preisnachlass 5 % beträgt. In einigen der teilnehmenden Hotels kann das Angebot auch für die Ankünfte an einem Wochentag zur Verfügung stehen, der Hilton Honors Preisnachlass wird jedoch an einigen Destinationen auf 5 % gesenkt (Europa, Südafrika, Türkei, Tansania und Algerien). Auf unserer Webseite finden Sie weitere Informationen und die vollständigen Geschäftsbedingungen unseres Angebots, [hilton.com/de/summer-sale](https://www.hilton.com/de/summer-sale). Der garantierte Preisnachlass oder das günstigste Preisangebot gilt ausschließlich für Hilton Honors Mitglieder. Es gelten die Allgemeinen Geschäftsbedingungen. \*Standard WLAN ist kostenfrei. Premium WLAN (sofern zutreffend) gegen Gebühr. Nicht kostenfrei in Hotels mit Resortgebühren.

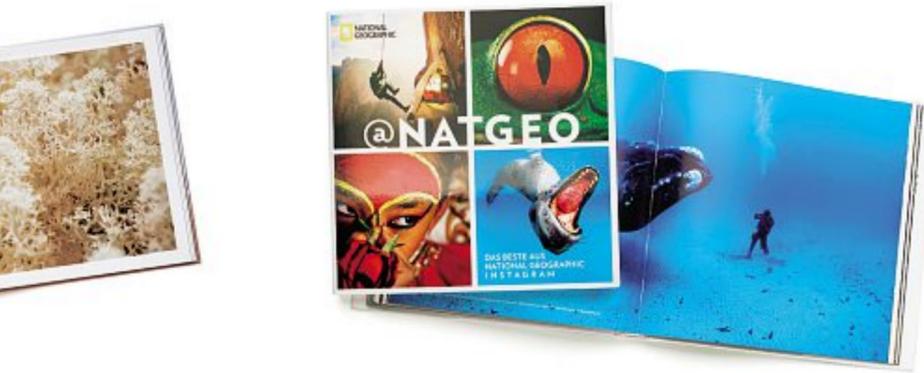
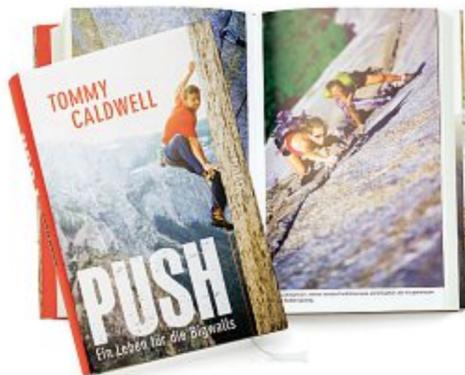


**Still** Himmel, Schnee, Meer, Wüste: Caroline Fink sucht in „Silence“ elementare Naturbilder und findet sie dort, wo außer Natur nichts mehr ist, wo nur noch Formen, Farben, Muster der Landschaft zu sehen sind. Sie wolle den „lauten“ Bildern im Bergsport, der Jagd nach Spektakel und Abenteuer, etwas entgegenzusetzen, schreibt Caroline Fink. Das gelingt der Schweizer Fotografin, Autorin und Filmemacherin, indem sie dem eigenen Blick folgt: auf Wellenkronen, die mit dem Himmel verschwimmen, Schneekuppen, auf denen Schatten spielen, Wolkenbänke, die Aquarellen ähneln. Die Fotos sind extrem reduziert, es gibt keine Menschen, keine Tiere, keine aufsehenerregenden Motive zu sehen – und doch berühren sie. Weil sie Momente äußerer und innerer Ruhe festhalten, weil die Zeit auf ihnen keine Bedeutung hat. „Silence“ ist ein Buch zum Luftholen. Wer nicht genug davon bekommt, kann sich selbst auf den Weg machen – dank der Bildlegenden mit den Orten der Fotos.

Caroline Fink: Silence. AS, 44,90 Euro

**Stark** „Ich hatte gerade einen Mann getötet“ – spätestens bei diesem Satz wird klar, dass „Push“ mehr ist als die Geschichte eines Spitzenkletterers. Tommy Caldwell erzählt unter anderem, wie er 2000 mit drei Freunden in Kirgistan brutal entführt wurde und nur entkam, indem er einen der Entführer von einer Bergflanke in die Tiefe stieß. Er überwand diese traumatischen Erlebnisse und ihre Folgen. So auch den Arbeitsunfall wenig später, als er sich den linken Zeigefinger absägte. Spätestens mit der ersten freien Begehung der „Dawn Wall“ am El Capitan im kalifornischen Yosemite-Tal stieg er zum Kletter-Idol auf. Seinen Weg beschreibt Caldwell detailreich und offen. Heute ist er zweifacher Vater und mit sich im Reinen: Monate nach der Entführung erfuhr er, dass der Mann, den er in die Tiefe stieß, den Sturz überlebte.

Tommy Caldwell: Push. Ein Leben für die Bigwalls. Malik, 22 Euro



# AUSSEN SEITER

Zwischen Instagram und Introspektion: Outdoor-Bücher für den Sommer

Von Bernd Steinle

**Bunt** Können 88,4 Millionen Menschen irren? So viele Abonnenten verzeichnet @natgeo bei Instagram. Kein Wunder: Das Magazin „National Geographic“ lässt seit Jahrzehnten fremde Welten und Kulturen in opulenten Bilderstreifen lebendig werden; da ist der Auftritt bei Instagram eine Win-win-Situation. „Kann man uns allen ein schöneres Geschenk machen?“, fragt Kevin Systrom, der Instagram-Geschäftsführer, im Vorwort. Kann man wohl schon. Bis dahin aber ist dieses Buch, das die Welt im Quadrat zeigt, ein schöner Zeitvertreib: mit verträumten Landschaften, irrigen Naturphänomenen, ergreifenden Porträts und nie gesehenen Tierwesen. Man muss nicht gleich dem Fotografen Cory Richards beipflichten, der meint, dass bei @natgeo jeder „die Welt ein klein wenig besser machen“ kann. Sicher ist aber, dass jeder hier Bilder findet, die einen von einer besseren Welt träumen lassen.

@NatGeo: Das Beste aus National Geographic Instagram. National Geographic, 29,99 Euro



**Rauh** Norman Dyhrenfurth war eine der großen Figuren des Bergsteigens im Himalaja. Er leitete die erste amerikanische Expedition zum Mount Everest, bei der 1963 erstmals die Überschreitung des höchsten Bergs der Welt gelang. Die Texte aus den fünfziger und sechziger Jahren, die zu seinem 100. Geburtstag erschienen sind, geben Einblick in eine Zeit, in der Alpinismus im Himalaja ein verwegenes, oft lebensbedrohendes Abenteuer war. Dyhrenfurth war von dieser einsamen, mühseligen, aber faszinierenden Welt so gefesselt, dass er für sie seine Professur in Los Angeles aufgab. „Der Everest hat mein Denken umgestellt.“ Den preisgekrönten Filmemacher zogen aber nicht nur die Gipfel an, sondern auch Leben und Glaube der Sherpas. „Mir ist“, schrieb er einmal auf dem Anmarsch zum Everest, „als käme ich in meine Heimat zurück.“

Norman G. Dyhrenfurth: Wozu ein Himmel sonst? Erinnerungen an meine Zeit im Himalaya. Tyrolia, 19,95 Euro

**Reif** Wer gute Alpinliteratur schätzt, hat die Bücher von Hans Kammerlander längst im Regal stehen. Fragt sich also: Warum jetzt noch eines? Die Antwort gibt der Südtiroler im Vorwort: „Ich habe Abstand gewonnen und sehe heute vieles mit anderen Augen.“ Tatsächlich ist das Buch am spannendsten, wenn der 61 Jahre alte Kammerlander das eigene Leben anhand seiner Erfahrungen neu bewertet – wie etwa die Getriebenheit als junger Profibersteiger. Manches in den Gesprächen, aus denen die Autobiographie besteht, ist seinen Lesern bekannt, und doch erzählt Kammerlander bewegend von all den Extremen, die er erlebt hat, bis hin zu dem tödlichen Autounfall, den er alkoholisiert verschuldete. „Ich bin ein Überlebender wider alle Wahrscheinlichkeit“, schreibt er. Was das bedeutet, wird in diesen Gesprächen klar.

Verena Duregger, Mario Vigil: Hans Kammerlander. Höhen und Tiefen meines Lebens. Malik, 20 Euro



Nur das Nötigste, bitte: Im Ur-Jeep von damals kann man heute Zeitgeschichte erfahren.

## FREE WILLYS

Ohne ihn gäbe es heute wohl keinen SUV-Boom: Eine Ausfahrt in einem Ur-Jeep von 1945. Von Boris Schmidt

**H**uch, ist der klein. Mit diesem Winzling haben die Amerikaner den Krieg gewonnen? Der Ur-Jeep ist aus heutiger Sicht eine Art Kleinwagen. Länger als 3,70 Meter ist er nicht, und er sieht irgendwie süß aus – obwohl der Zweck, für den er entwickelt und gebaut wurde, alles anderes als niedlich war. Der amerikanische Generalstab verlangte im Sommer 1940 ein leichtes, geländegängiges Fahrzeug mit Allradantrieb. Der Auftrag ging an den Hersteller Willys Overland und in Lizenz an Ford. Von 1941 bis 1945 wurden 650.000 Jeeps gebaut.

Unser Modell, das so unschuldig da steht, wurde 1945 zusammengeschaubt. Der Jeep tat dann in Italien Dienst und kam auf verschlungenen Wegen nach Deutschland. Seit gut vier Jahren ist er das Schmuckstück in der Testwagenflotte von Jeep Deutschland. Obwohl einst ein Massenprodukt, sind Ur-Jeeps, also solche, die bis 1945 gebaut wurden, schwer zu bekommen. Das Angebot ist rar, die Preise sind relativ hoch. In Anbetracht der Summen, die für andere Oldtimer verlangt und bezahlt werden, sind aber 20.000 Euro für ein gutes Exemplar – und bis 45.000 für ein sehr gutes – fast ein Schnäppchen. Schließlich fährt man ein Stück Zeitgeschichte.

Die Technik ist einfach: offene Stahlkarosserie auf robustem Leiterraum, Starrachsen mit Blattfedern, Dreigang-Schaltung, Untersetzungsgetriebe. Der Motor ist ein 2,2-Liter-Vierzylinder mit schmalen 61 PS. Es gilt der Spruch: Das repariert jeder Dorfschmied. Der Wagen hat auch eine Art Verdeck und (Stoff-)Türen, doch die brauchen wir nicht. Es ist ja Sommer.

Wir steigen ein, also klettern herein, nehmen Platz auf besseren Campingstühlen



Handarbeit: Der Ur-Jeep verlangt viel Einsatz.

und bewundern das bescheidene Armaturenbrett. Das Lenkrad steht steil, es fühlt sich ein bisschen an wie im Lastwagen. Hinten ist ein schmales Bänkchen, dann ist das Auto zu Ende. Gurte gibt es nicht. Zündung an, per Schlüsselchen. Und dann? Damals waren Startknöpfe gang und gäbe, auch in zivilen Autos, nur – wir finden keinen. „Mit dem Fuß starten“, ruft der Mechaniker aus der Werkstatt. Wenn das kein guter Diebstahlschutz ist.

Der erste Gang liegt hinten. Dort, wo üblicherweise der erste Gang ist, geht es rückwärts. Wahrscheinlich deshalb, um bei einem festgefahrenen Wagen schnell vor und zurückschalten zu können, um sich herauszuschaukeln. Wir lassen die Kupplung kommen, los geht's. Nur: Es geht nicht voran. Das Ding fährt wie ein Traktor. Wir ahnen, was falsch ist und lesen brav die Original-Blechtafel, die vor dem Beifahrer angebracht sind und eine Art Bedienungsanleitung für den Soldaten sind. Wir fahren mit der (Gelände-)Untersetzung, die mehr Kraft auf die Räder bringt. Also zum entsprechenden Hebel greifen und auf „normal“ umstellen. Viel schneller wird der kleine Willys dadurch auch nicht. Als es auf die Autobahn geht, merken wir schnell, dass selbst Lastwagen kaum zu überholen sind. Angeblich soll so ein Jeep 100 Kilometer pro Stunde schaffen. Ja, neu vielleicht – aber nicht mit 73 Jahren.

Die schwachen Bremsen – im Vergleich zu modernen Autos – gebieten ohnehin vorausschauendes Fahren. Und die Umwelt spürt man im offenen Wagen stärker als in jedem Cabrio, weil man eher auf und nicht im Wagen sitzt. Schön ist, dass sich jeder freut, der einen alten Jeep sieht. Dass er ein Kriegsgerät war, ist längst vergessen. Für



Grauzone: Das Armaturenbrett ist übersichtlich.

die Alten, die Kinder waren, als der Wahnsinn 1945 endete, ist der Jeep einfach das offene Auto, aus dem die amerikanischen Soldaten Süßigkeiten verteilten. Irgendwie ist der Jeep für Deutschland auch ein Friedensbringer gewesen.

Als wir dann in Begleitung unterwegs sind, gibt der Jeep nach wenigen Metern plötzlich auf. Zum Glück sind wir vom Mechaniker gebrieft: Der Beinraum für den Beifahrer ist sehr eng, und da unten ist auch noch ein Totschalter untergebracht, den damals jedes Militärfahrzeug haben musste. Den hat der Beifahrer wohl aus Versehen getroffen. Um das zu vermeiden, stellten viele ihren rechten Fuß während der Fahrt nach außen auf den Kotflügel. Der Filmheld John Wayne konnte das besonders gut. Es war also nicht nur Show – es war eine Notwendigkeit.

Drei Tage durften wir den Jeep fahren. Die 22 Kilometer vom und zum Büro waren stets ein kleines Abenteuer. Das Auto fordert den ganzen Fahrer, das altertümliche Fahrwerk kommt in Kurven schneller an seine Grenzen, als einem lieb ist. An Stellen, die für ein neues Auto nicht das geringste Problem sind, gilt es hier, rechtzeitig Gas wegzunehmen. Deshalb entschleunigt ein alter Jeep wunderbar. Trotzdem blitze es einmal in einer Tempo-30-Zone – auf dem Meilentacho mit seiner zittrigen Nadel lässt sich die gefahrte Geschwindigkeit eben leider nur bedingt erkennen.

Schluss mit lustig ist an der Tankstelle: 17 Liter auf 100 Kilometer disqualifizieren den Jeep als Auto für den Alltag. Er ist ein wunderbares Spielzeug für Autofans, die gerne auch mal selbst schrauben. Die Marke Jeep bietet heute viele andere Modelle an, allesamt Geländewagen: Renegade, Compass, Cherokee, Grand Cherokee und Wrangler. Gleich nach dem Krieg hatte Willys mit der Produktion des „Civilian Jeeps“ begonnen, und der Ur-Jeep lebt bis heute fort: Der Wrangler ist ein direkter Nachfahre. Seine vierte Generation kommt in diesem Jahr auf den deutschen Markt. Natürlich kann sie alles besser – den minimalistischen Charme und die Ausstrahlung des Helden von 1945 aber hat sie nicht. Das wäre auch zu viel verlangt. ◀

### SIEH MAL AN



#### HÖRT, HÖRT

Die jüngste Apple Watch mit Mobilfunk, Series 3 genannt, ließ sich bislang in Deutschland nur mit der E-Sim-Karte der Telekom für den Mobilfunkeinsatz ohne iPhone nutzen. E-Sim steht für „Embedded Sim“ und kommt ohne eigene Hardware aus. Vielmehr wird eine virtuelle Karte aktiviert und einer Rufnummer zugeordnet. Nun lässt sich die Apple Watch mit Mobilfunk auch im Netz von Vodafone verwenden. Kunden mit Red- oder Young-Tarif von Vodafone bezahlen einen Aufpreis von fünf Euro pro Monat. Die ersten drei Monate sind kostenlos. Die Anschlussgebühr beträgt 40 Euro. Kunden im Red-XL-Tarif bezahlen zehn Euro im Monat. Es wird jeweils die Rufnummer und das Datenvolumen der Hauptkarte genutzt. (misp.)



#### WASSER HOCH FÜNF

Es mehren sich die trockenen Tage, da ist der Gartenfreund froh, wenn er den Pflanzen mit der Spritze etwas Feuchtigkeit verschaffen kann. Die Comfort Multibrause von Gardena verfügt über fünf Sprühbilder für diverse Anforderungen: Neben einem feinen Sprühstrahl für zarte Setzlinge gibt es Brause- und Perlsowie Voll- und Flachstrahl. Die Wassermenge lässt sich mit einem Finger am Weichgummigriff stufenlos regulieren, die Auslösetaste arretieren. Es gibt ein Schmutzsieb, das sich einfach zum Säubern entnehmen lässt und nach unserer bisherigen Erfahrung ein Verstopfen zuverlässig verhindert. Für alle, die ihre Gartengeräte gern mal über den Winter draußen vergessen: Die Spritze ist, wie wir in der Tiefkühltruhe feststellten, tatsächlich frostsicher. Für knapp 28 Euro nach Preisempfehlung gibt es zudem fünf Jahre Garantie. (Web.)



#### MORGEN MEHR

Wenn Autodesigner und Ingenieure ihre Träume fliegen lassen, kommt trotzdem irgendwie immer ein Auto heraus. Dies hier ist die Vision von DS, der zur französischen Marke Citroën gehörenden Abteilung Attacke. Sie reicht ins Jahr 2035: dreisitzig, autonom, elektrisch angetrieben selbstredend, standardmäßig mit 540 und in einem speziellen Rennkursmodus mit 1360 PS ausgestattet. Die Franzosen wollen das UFO jetzt als Studie bauen und zur Messe in Paris im Oktober landen lassen. (hap.)

# „WENN LEUTE MICH AUSLACHEN, IST MIR DAS EGAL“



Vor zehn Jahren wurde **Fabio Novembre** schlagartig bekannt: Damals stellte der Designer, der 1966 geboren wurde, das Stühlepaar Him und Her (Casamania) vor. Die Freischwinger aus Polyethylen, die dem Panton-Stuhl nachempfunden sind, zeigen auf der Rückseite einen knienden weiblichen und männlichen Akt. Novembre, der aus Apulien stammt und in Mailand Architektur studierte, provoziert gerne. Und er schätzt das Material Kunststoff, weil es preiswert, langlebig und öko-kompatibel ist. So hat er für Kartell zuletzt die tragbare LED-Laterne Lantern aus transparentem Plastik entworfen.

*Was essen Sie zum Frühstück?*

Schwarzen Tee, ohne Zucker und Milch. Dazu höchstens einen Keks.

*Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?*

Ich habe viele Freunde in der Modewelt, zum Beispiel bei Costume National, Diesel oder Moncler. Sie schicken mir einen Haufen Sachen, weil sie wissen wollen, was ich von ihren Entwürfen halte. Das meiste darf ich behalten. Ich muss also nirgendwo hingehen, um Kleidung zu kaufen.

*Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?*

Meine Arbeit dreht sich ja ums Verkaufen. Darum schaue ich mich gerne in Geschäften um. Aber da ich, wie die meisten von uns, schon viel zu viel besitze, vermeide ich es eher, noch mehr unnützes Zeug zu kaufen.

*Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?*

Wahrscheinlich ein Paar Jeans.

*Was war Ihre größte Modesünde?*

Ich bin ziemlich exzentrisch und trage, was mir gefällt. Selbst wenn Leute mich auslachen, ist mir das egal.

*Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?*

Nein.

*Haben Sie Stil-Vorbilder?*

Viele. Das reicht von Karl Lagerfeld bis zum Mann auf der Straße.

*Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder Möbelstück selbst gemacht?*

Möbelstücke schon, aber keine Kleidungsstücke. Es fällt mir schwer, Kleider zu entwerfen, weil es Hüllen sind, die erst am Körper eines Menschen wirken. Und der ist immer anders. Bei einem Möbelstück steht die Form fest.

*Besitzen Sie ein komplettes Service?*

Selbstverständlich, mehrere. Von Alessi, Seletti und Kartell zum Beispiel. Ich komme aus dem Süden Italiens, wo ein gut gedeckter Tisch zur Tradition gehört.

*Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?*

In meiner Heimat Apulien kochen die Menschen sehr einfach. Wir nennen das „cucina povera“. Viele Gerichte sind vegetarisch. Auch ich koche gerne mit Bohnen, Erbsen und Linsen. Dazu dann kein Fleisch, sondern eher Fisch.

*Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?*

„Corriere della Sera“ und „Internazionale“.

*Welche Websites und Blogs lesen Sie?*

„Corriere della Sera“ und „Dezeen“.

*Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?*

Ich kann mich nicht erinnern.

*Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?*

„Sechs Vorschläge für das nächste Jahrtausend“ von Italo Calvino.

*Ihre Lieblingsvornamen?*

Verde und Celeste, die Namen meiner Töchter. Sie bedeuten Grün und Himmelblau.

*Ihr Lieblingsfilm?*

„Achtzehn“ von Federico Fellini.

*Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?*

Ich hatte 20 Jahre lang kein Auto. Wozu auch, es gibt ja Carsharing in Mailand. Doch inzwischen ist es mit Auto einfacher, weil ich meine Töchter herumfahren muss.

*Tragen Sie eine Uhr?*

Ja, eine Apple-Watch, in Grün und Himmelblau. Ich finde es angenehmer, kurz auf die Uhr zu schauen, wenn Nachrichten eingehen, als ständig auf mein Handy.

*Tragen Sie Schmuck?*

Nur die Ringe an meinen Fingern. Ich habe sie irgendwann gekauft, weil sie mir gefielen, und angesteckt. Seither trage ich sie. Etwa diesen Ring, der aus einer alten Gabel gebogen wurde. Ich habe ihn vor 25 Jahren in New York gefunden. Für mich ist er ein Symbol dafür, dass aus jedem Alltagsgegenstand Schmuck werden kann.

*Haben Sie einen Lieblingsduft?*

Im Moment den Duft von Marcelo Burlon.

*Was ist Ihr größtes Talent?*

Empathie. Ich lasse mich gerne auf Menschen ein.

*Was ist Ihre größte Schwäche?*

Fußball. Ich bin 51 und spiele trotzdem noch immer jeden Samstag. Ich weiß alles über Fußball! Ich bin der größte Fan des AC Mailand, für den ich auch das neue Verwaltungsgebäude gebaut habe, die Casa Milan.

*Womit kann man Ihnen eine Freude machen?*

Lächeln.

*Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?*

Die Liebe.

*Sind Sie abergläubisch?*

Überhaupt nicht. Ich verstehe Menschen nicht, die sich davon beeinflussen lassen. Ich habe extra 13 Stühle um unseren Esszimmertisch gestellt, weil Italiener so abergläubisch sind und sie das verrückt macht.

*Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?*

In Lecce in Apulien. Dort bin ich geboren worden. Meine Töchter lieben es, mit mir dorthin zu fahren.

*Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?*

In Lecce.

*Was trinken Sie zum Abendessen?*

Wasser und kurz vorm Zubettgehen eine Tasse Kräutertee. Ich achte sehr auf meine Gesundheit. Darum trinke ich auch hin und wieder ein Glas Wein, das ist gesund. Aber nur ein Glas, nicht mehr.

*Aufgezeichnet von Peter-Philipp Schmitt.*

FOTO EMANUELE ZAMPONI

## Frankfurter Allgemeine SELECTION

AUSGESUCHTES FÜR KLUGE KÖPFE

F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolles Design – gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Die Produkte werden exklusiv für F.A.Z. Leser entworfen und sind in der F.A.Z. Selection erhältlich.



Schauen Sie sich Bernds Bike in Bewegung an:  
[www.faz.net/selection](http://www.faz.net/selection)

### BERNDS FALTRAD

Dieses speziell für F.A.Z.-Leser angefertigte Modell mit dem von Bernds entwickelten Riemenantrieb bietet auch auf langen Strecken höchsten Fahrkomfort. Durch den einfachen Faltsmechanismus können Sie das Rad in jedem Kofferraum oder im Zug als Gepäck kostenfrei transportieren. Thomas Bernds entwickelt und fertigt seine Falträder am schönen Bodensee. Vom Rahmen über die Gabel bis zum Antrieb stecken die Ideen, Präzision und Handarbeit in jedem gefertigten Rad. **Bestellen Sie jetzt Ihr Faltrad für 2.900 Euro.**





## INSPIRIEREND.

Bereits in ihrer frühesten Jugend beeindruckte sie durch ihre Willensstärke und eine unvergleichliche Arbeitsmoral. Trotz einiger Rückschläge zu Beginn ihrer Karriere hat sie nie auf ihre Kritiker gehört, sondern ihre Entschlossenheit und Liebe zum Spiel immer wieder neu entfacht. Dieser unbändige Wille und die beständige Leidenschaft brachten ihr 2016 zwei Grand Slam®-Titel und erstmals Platz eins der Weltrangliste ein. Rolex ist stolz auf die Zusammenarbeit mit Angelique Kerber, die mit ihrer Energie und Beharrlichkeit ein inspirierendes Vorbild für uns alle ist. Rolex. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 36

  
**ROLEX**